KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
Paed.
368

~~469~~
Paed. 368.
C.

Die erzählende Mutter,

oder

kurze Geschichten

für Kinder von zwey bis vier Jahren.

Von

Jakob Glatz.

Leipzig, 1811.
Bey Friedrich August Leo.

Zur
königl.
Studien-Anstalts
Bibliothek

10

Vorrede.

Schon in dem zartesten Alter gewähren Erzählungen der Jugend ein großes Vergnügen, und sie wird durch sie nicht nur angenehm, sondern auch nützlich beschäftigt Durch zweckmäßige Erzählungen werden s manche Seelenkräfte der Kinder angereg ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf manch ley Gegenstände hingelenkt, sondern a

fixirt, und selbst in moralischer Rücksicht, so wie in Rücksicht der Sprache, durch sie viel bewirkt. Ich habe in dieser Hinsicht schon bey zweyjährigen und noch jüngern Kindern Erfahrungen gemacht, die mich in Erstaunen setzten. Gleiche Erfahrungen können alle die machen, welche die zarte Jugend auch in Ansehung der Wirkung, welche bey ihnen zweckmäßige Erzählungen hervorzubringen im Stande sind, genauer beobachten.

Auf die Erzählenden kommt hiebey freylich sehr vieles an. Das Kind will lebhaft und anschaulich unterhalten und beschäftigt werden. Da der Kreis der Gegenstände, die es kennt, so wie der seiner Ideen, sehr

eingeschränkt ist: so muß man ihm immer dadurch zu Hülfe kommen, daß man ihm, wenn möglich, die Gegenstände, die in der Erzählung vorkommen, vor die Augen bringt, und alles Allgemeine und Abstracte durch Versinnlichung, durch Ton, Geberde und Gesticulation zu veranschaulichen sucht. Man muß die Aeußerungen des Zorns, des Unwillens, der Hartnäckigkeit, des Trotzes, der Güte, Sanftmuth, Zärtlichkeit, und überhaupt alle Bewegungen und Zustände des Gemüthes durch eine angemessene Mimik versinnlichen, sonst wirkt die vorgetragene Geschichte auf das Kind nicht zur Hälfte so stark, als man vielleicht wünscht.

Doch die Kunst der Veranschaulichung verstehen die meisten Mütter so vortrefflich, daß es überflüssig wäre, hierüber nähere Belehrung zu ertheilen. Auch besitzen viele von ihnen das Talent, kleine Erzählungen, womit sie ihre Kinder unterhalten wollen, leicht und schnell zu erfinden. Aber einem großen Theile der Mütter fehlt denn doch dieses Talent, und die, die im Besitze dessel-ben sind, können und wollen sich nicht immer die Zeit nehmen, davon Gebrauch zu ma-chen. Man thut daher wohl nichts Undank-bares, wenn man ihnen eine Anzahl kurzer Erzählungen, besonders für Kinder von zwey bis vier Jahren, woran es, mei-

nes Wissens, noch fast ganz fehlt, darbietet. Dieses zu thun, hatte ich mir längst vorgenommen. Zur Ausführung meines Vorsatzes veranlaßte mich jetzt ganz besonders die Beschäftigung mit einem eigenen Kinde, dem Vater und Mutter bisweilen erzählen müssen. Ich habe diese Erzählungen niedergeschrieben, und sie machen einen Theil des gegenwärtigen Büchleins aus. Selbst vorgelesen wurden sie von einer zweyjährigen Tochter, wenigstens dem Wesentlichen des Inhaltes nach, ganz gefaßt und verstanden.

Ich hoffe, daß ich den Ton getroffen habe, der für das auf dem Titel bezeichnete Kindesalter paßt. Indeß gebe ich gern zu, daß viele

der hier gelieferten Erzählungen der versinnlichenden Nachhülfe erzählender Mütter bedürfen, und nur vermittelst dieser Nachhülfe die gehörige Wirkung hervorbringen dürften.

Nur Weniges habe ich noch über den Gebrauch dieses Buches zu erinnern. Es wäre sehr gefehlt, wenn man Kinder mit Erzählungen überhäufen würde. Man reiche ihnen auch diese Nahrung nicht im Uebermaße. Eine Geschichte läßt sich öfters erzählen, ohne daß das Kind von zarterem Alter der Wiederholung überdrüßig wird, die in manchem Betrachte nothwendig und nützlich ist.

Auch ist es nicht die Meinung des Verfassers, daß die Geschichten in der Ordnung,

in der sie hier abgedruckt sind, den Kindern erzählt werden. Man wähle aus denselben dasjenige, was Zeit und Umstände gerade als passend anrathen.

Ob das Kind den Inhalt der Erzählung gefaßt und behalten habe, davon suche man sich immer dadurch zu unterrichten, daß man es über das Erzählte befragt, und dieses gleichsam katechetisch mit ihm durchgeht. Diese Uebung gewährt den Kleinen in mehrern Rücksichten großen Nutzen und den Erzählenden zum Theil viel Vergnügen, zum Theil die Belehrung, wo sie nachzuhelfen und wie sie ihre Erzählungen noch zweckmäßiger vorzutragen haben. Auch ist es unge-

mein bildend für das Kind, wenn ihm bisweilen eine Geschichte, so wie sie gedruckt da steht, vorgelesen wird, wodurch man es schon frühzeitig zu einem leichteren Fassen der Schriftsprache vorbereitet.

Ich wünschte, daß über die Erzählungen dieses Buches nur Kinderfreunde urtheilten, welche die Jugend in ihrem zartesten Alter genau beobachtet, und sie in Rücksicht ihrer geistigen Bedürfnisse näher kennen gelernt haben. Es geschiehet nur allzuoft, daß Männer über Jugendschriften urtheilen und sie verurtheilen, denen es an einer vertrauten Bekanntschaft mit der Jugend und ihren Bedürfnissen ganz fehlt, wobey es an voreiligen

und ungerechten Aussprüchen nicht fehlen kann.

Man wird in diesem Buche öftere Wiederholungen eines und eben desselben Ausdruckes finden. Dies wäre allerdings in andern Schriften eine tadelhafte Unvollkommenheit des Styls. In den gegenwärtigen Erzählungen dagegen mußten dergleichen Wiederholungen statt finden — eben weil sie für Kinder von zwey bis vier Jahren bestimmt sind.

An dieses Buch schließt sich füglich an das bey Leo in Leipzig erschienene, von mir herausgegebene: Handbuch von Erzählungen für das Kindesalter vom vierten bis zum siebenten Jahre.

zum Gebrauch für Mütter und Kinderfreundinnen, das der Verleger gut ausgestattet, und auch mit einer beträchtlichen Anzahl illuminirter Kupfer versehen hat.

Wien, im Jahre 1810.

Glatz.

1.

Malchen und die Stricknadel.

Malchen war ein kleines, kleines Mädchen. Malchen hatte ein blaues Röckchen, hübsche schwarze Schuhe, und ein rothes Band um den Hals. Malchen hatte auch eine liebe, gute Mutter. Und die Mutter sagte immer zu Malchen: du bist mein liebes Kind, du bist der Mutter Goldtochter! Und Malchen streichelte das Gesicht der Mutter, und küßte die Mutter. Und die Mutter küßte das gute Malchen auch.

Die Mutter saß auf dem Sopha und strickte. Liebe Mutter, sagte Malchen, gieb mir eine Stricknadel.

Was willst du mit der Stricknadel machen? fragte die Mutter.

Bitte, bitte, liebe Mutter! schrie Malchen, eine Stricknadel! eine Stricknadel!

Das war nicht schön von Malchen, daß sie schrie. Artige Kinder schreyen nicht.

Die Stricknadel ist spitzig, sagte die Mutter zu Malchen, die Stricknadel sticht, dann wird ein Loch im Finger oder im Gesicht, und es kommt Blut und thut weh.

Malchen fing an zu weinen, und schrie: eine Stricknadel! eine Stricknadel!

Das war nicht schön von Malchen, daß sie weinte. Artige Kinder weinen nicht.

Da hast du eine Stricknadel, sagte die Mutter. Da hörte Malchen auf zu weinen, und lachte, und

spielte mit der Stricknadel. Die Stricknadel war sehr spitzig.

Die Mutter ging aus der Stube. Malchen hatte einen Bruder. Er hieß Ernst. Bruder Ernst, sagte Malchen, komm, wir wollen tanzen.

Bruder Ernst kam. Malchen und Ernst tanzten. Ernst fing an zu singen: tralirum lalala! tralirum lalala! hopp ha! heysa sa sa!

Da lachte Malchen. Hopp! da fiel Malchen hin auf die Erde. Malchen schrie und weinte. Sie war in die Stricknadel gefallen. Das arme, arme Malchen! Die spitzige Stricknadel war in ihre Wange eingegangen, und in der Wange war nun ein Loch, und aus dem Loch kam Blut, und Malchen that es weh, sehr weh.

Das arme, arme Malchen schrie und weinte. Da kam die gute Mutter in die Stube gesprungen, und als die Mutter ihr liebes Malchen sah, war sie erschrocken. Sie hob das Kind von der Erde

auf. Das Blut floß aus der Wange. Malchen schrie: ach! ach! liebe Mutter! es thut weh! es thut weh! ach! ach!

Da nahm die Mutter die Stricknadel aus Malchens Wange, und trug Malchen ins Bett. Das blaue Röckchen zog die Mutter aus, die hübschen schwarzen Schuhe auch. Auch das rothe Band nahm die Mutter von Malchens Hals herab.

Malchen schrie und weinte fort, Ernst weinte mit, und die Mutter auch. Die Mutter legte dem Malchen ein schwarzes Pflaster auf das Loch in der Wange. Da kam kein Blut mehr aus der Wange.

Liebe Mutter, sagte Malchen, singe dem Malchen etwas.

Die Mutter sang: Schlaf, Kindchen, schlaf ein, und Malchen machte die Augen zu, und fing an zu schlafen.

2.

Malchen will keine Stricknadel mehr haben.

Malchen hatte auf der Wange ein schwarzes Pflaster, und das sah gar nicht hübsch aus. Aber das Pflaster mußte auf der Wange seyn, sonst wäre das Loch in der Wange nicht zugeheilt.

Das arme Malchen! Die Wange that sehr weh. Und wenn Malchen essen wollte, schrie denn das Loch in der Wange that weh, sehr we Sie konnte nicht essen.

Auch reden konnte das arme Mädchen nicht. Wenn Malchen reden wollte, that ihr die Wange weh.

Auch schlafen konnte das arme Kind nicht. Wenn sich Malchen auf die Wange legte, that es ihr weh, und sie fing an zu weinen.

Einmal kam Ernst zu Malchen gesprungen, und rührte sie an der Wange an, wo das Pflaster war. Das that dem armen Mädchen sehr weh, und Malchen schrie sehr.

Malchen lachte jetzt nicht wie sonst, aber weinen mußte sie oft, denn Malchen konnte nicht essen, nicht schlafen, nicht reden. Das arme, arme Mädchen!

Malchen blieb nicht immer krank. Das Loch der Wange heilte wieder zu. Malchen konnte tzt wieder essen, schlafen und reden. Wenn Ernst sie an der Wange berührte, that es ihr nicht mehr weh. Sie weinte nicht mehr, sondern lachte, wenn Ernst sang: tralirum lalala! tralirum lalala! hopp ha! heysa sa sa!

Einmal saß die Mutter auf dem Kanapee. Sie strickte. Malchen saß bey der Mutter.

Malchen, sagte die Mutter, willst du wieder eine Stricknadel haben?

Nein! nein, sagte Malchen, ich will keine Stricknadel haben!

Warum willst du keine Stricknadel haben? sprach die Mutter.

Keine Stricknadel, keine Stricknadel will ich haben! sagte Malchen. Die Stricknadeln sind spitzig! Die Stricknadeln stechen! Die Stricknadeln machen ein Loch in die Wange, und in die Finger, und aus dem Loch kommt Blut, und das thut weh, sehr weh! Da kann man nicht essen, nicht schlafen, nicht reden, nicht lachen!

Malchen spielte nicht mehr mit Stricknadeln. Als sie nicht mehr klein, sondern groß war, sagte

die Mutter: jetzt, liebes Malchen, kannst du schon die Stricknadeln in die Hände nehmen und stricken. Jetzt stechen dich die Stricknadeln nicht mehr.

Und Malchen nahm Stricknadeln und Zwirn, und strickte wie die Mutter. Sie strickte Strümpfe für sich, und für den Bruder Ernst, und als sie recht, recht sehr groß war, strickte sie auch große Strümpfe für die Mutter und große Strümpfe für den Vater. Und das war alles, alles recht schön und gut.

3.

Ernst und sein Hund.

Ernst hatte einen Hund. Der Hund war weiß und hieß Spitz. Diesen Hund hatte Ernst sehr gern, und der Spitz hatte den Ernst auch recht lieb.

Wenn Ernst ein Stück Brot hatte, schrie er: Spitz! Spitz! komm her zu mir!

Da kam Spitz zu Ernst, und wedelte mit dem Schwanze, und leckte mit der Zunge dem Ernst die Hand.

Und was that nun Ernst? — Ernst nahm ein Stückchen Brot, und gab es dem Spitz, und dem Spitz schmeckte das Brot gut.

Wenn Ernst bey Tische war, und die Mutter ihm ein Stückchen Fleisch gab, rief er: Spitz! Spitz! komm her zu mir!

Da lief Spitz schnell zu Ernst hin? Und was that der Spitz bey dem Ernst? — Er wedelte mit dem Schwanze, und leckte mit der Zunge dem Ernst die Hand.

Und was that nun Ernst? — Ernst nahm ein Stückchen Fleisch, und gab es dem Spitz, und dem Spitz schmeckte das Fleisch sehr gut.

Wenn Ernst mit dem Vater oder mit der Mutter spazieren ging, lief Spitz auch mit, und ging mit Ernst spazieren.

Wenn Ernst zu Bette ging, legte sich Spitz bey dem Bette des kleinen Ernst nieder, und blieb die ganze Nacht bey dem Bette. Auch tanzen konnte der Spitz.

Ernst war ein guter Ernst, und Spitz war ein guter Spitz.

Spitz und Peter.

4.

Spitz und Peter.

Einmal kam der kleine Peter zu Ernst. Peter fing an zu schreyen und zu springen. Das war von Peter gar nicht schön.

Als der Spitz den kleinen Peter schreyen hörte, fing er an zu bellen: wau! wau!

Willst du still schweigen? schrie Peter zu dem Spitz; aber der Spitz bellte immer zu: wau! wau!

Du garstiger Hund! schrie Peter, und wollte den Spitz bey dem Schwanze fangen. Aber der Spitz fing den kleinen Peter bey den Fingern und biß ihn in die Hand.

Da schrie Peter jämmerlich. O weh! o weh!

schrie Peter, der Spitz hat mich gebissen! der Spitz hat mich gebissen!

Peter weinte auch, denn da, wo ihn der Spitz gebissen hatte, that es ihm sehr weh.

Das ist ein häßliches, böses Thier, der Spitz! sagte Peter.

Der Spitz ist ein guter Spitz! sagte Ernst. Mich hat er noch nicht gebissen, und dich hätt' er auch nicht gebissen, aber du hast ihn nicht in Ruhe gelassen, du hast ihn beym Schwanze fangen wollen, da hat dich denn der Spitz gebissen.

Peter ging nach Hause, und legte sich auf seine Hand, wo ihn der Spitz gebissen hatte, ein Pflaster.

Wenn Peter nun bey einem Hunde war, so ließ er den Hund in Ruhe und fing ihn nicht beym Schwanze. Und weil Peter die Hunde in Ruhe ließ, so ließen den Peter die Hunde auch in Ruhe. Kein Hund hat den Peter mehr in die Hand gebissen.

5.

Ernst weint.

Ernst hatte seinen Spitz sehr lieb. Einmal wurde der Spitz krank. Er war nicht mehr lustig, er tanzte nicht mehr, er wedelte nicht mehr mit dem Schwanze. Auch wollte dem Spitz das Brot und das Fleisch nicht mehr schmecken.

Als einmal Ernst aus dem Bette aufgestanden war und sich angezogen hatte, ging er zu Spitz, und wollte nachsehen, was der Spitz mache.

Auf einmal fing Ernst an zu weinen. Die Mutter lief zu Ernst hin. Sie glaubte, er sey gefallen. Auch Malchen ging zu Ernst.

Was ist dir Ernst? fragte die Mutter.

Bruder Ernst, was ist dir? fragte auch Malchen.

Ach, mein Spitz, mein Spitz! mein armer lieber Spitz! schrie Ernst, und weinte.

Was ist deinem Spitz geschehen? fragte die Mutter und ging mit Malchen zu dem Spitz.

Ha! was sahen sie hier? Der Spitz lag auf der Erde, und war ganz todt.

Da fing auch Malchen an zu weinen, denn auch Malchen hatte den Spitz sehr gern gehabt.

Ach! ach! schluchzte Ernst. Nun hab ich keinen Spitz mehr! Der Spitz wird nicht mehr aus meiner Hand Brot und Fleisch fressen. Der Spitz wird nicht mehr mit dem Schwanze wedeln, und mir die Hand lecken. Der Spitz wird sich nicht mehr bey meinem Bette niederlegen, und mich bewachen! Er wird nicht mehr lustig zu mir springen; er wird nicht mehr tanzen. Denn, ach! mein Spitz ist todt! ist todt! —

Der arme, arme Spitz! sagte Malchen und weinte. Sey still, Bruder Ernst, sey still! Wein' nicht mehr, sonst thun dir die Augen weh.

Sey nur ruhig, mein Ernst, sagte die Mutter, Ernst bekommt schon noch einen andern Spitz.

Ernst hörte auf zu weinen. Er ließ in dem Garten ein Loch machen. In dieses Loch that er den todten Spitz und scharrte ihn ein. Malchen war auch dabey. Ernst bekam bald einen andern Spitz. Der war nicht weiß, sondern schwarz. Auch das war ein lustiger, guter Spitz. Ernst und Malchen hatten ihn recht lieb.

6.
Malchen weint.

Malchen hatte keinen Hund, aber einen hübschen Vogel. Es war ein Stieglitz. Der Vogel konnte schön singen, und Malchen hatte den Stieglitz lieb, recht lieb. Sie brachte ihm zu fressen und zu trinken, und wenn der Vogel schön sang, sagte sie zur Mutter: hörst du, Mutter, wie hübsch der Vogel singt?

Als einmal Malchen aus ihrem Bette aufgestiegen war, ließ sie sich von der Mutter das blaue Röckchen und die hübschen schwarzen Schuhe anziehen. Auch machte ihr die Mutter ein rothes Band um den Hals. Dann ließ sich Malchen von der Mutter waschen und kämmen. Und Malchen weinte dabey nicht. Malchen war artig und brav; sie weinte nicht.

Als

Als Malchen angezogen war, sagte sie: Mutter, jetzt zum Vogel! zum Stieglitz!

Die Mutter nahm Malchen bey der Hand und führte sie zum Stieglitz. Aber was sahen sie? Der Vogel lag todt, ganz todt im Käfich da.

Als Malchen den todten Stieglitz sah, hielt sie sich die Hände vor die Augen, und fing an laut zu weinen. Ach, mein lieber, schöner Vogel! schluchzte sie. Er ist todt! ganz todt! Ach, er wird nicht mehr lustig herum hüpfen! er wird nicht mehr im Käfich herum fliegen! er wird nicht mehr singen!

Auch Ernst weinte um den Vogel. Die Kinder thaten den Stieglitz in eine Schachtel. Dann ließen sie im Garten ein Loch graben, legten den Vogel in das Loch, und verscharrten ihn. In dem Garten liegen nun der Spitz und der Stieglitz. Malchen bekam einen andern Stieglitz, der auch schön sang.

7.

Miekchen und der Ofen.

Miekchen war ein kleines Mädchen. Die Mutter hatte ihr Miekchen sehr lieb, und wenn man zur kleinen Mieke sagte: wen hast du recht gern, liebes Miekchen? so sagte Miekchen: die Mutter hab' ich recht gern.

Und warum hast du die Mutter so gern? fragte der Vater.

Da sagte das kleine Miekchen: die Mutter giebt mir zu essen; die Mutter giebt mir zu trinken; die Mutter singt mir vor, wenn ich schlafen gehe; die Mutter zieht mich an, wenn ich aufstehe; die Mutter wäscht und kämmt mich; die

Mutter tanzt und spielt mit mir; die Mutter hat Miekchen sehr lieb.

Einmal lief Miekchen in der Stube herum. Die Mutter nähte. Miekchen, sagte die Mutter, lauf mir nicht zu dem Ofen, denn im Ofen brennt Feuer, der Ofen ist heiß, du wirst dich verbrennen.

Aber Miekchen hörte nicht, was die Mutter sagte, und das war von Miekchen gar nicht schön. Die Mutter gab der kleinen Mieke doch zu essen, zu trinken, sie kämmte und wusch sie, sie zog die Mieke an, und spielte und tanzte mit ihr. Und die Mieke folgte der Mutter nicht.

Miekchen war recht unartig. Mutter! Mutter! sagte die unartige Mieke, sieh her einmal, ich laufe zum Ofen.

Da lief Mieke zum Ofen, und da sie am Ofen war, hielt sie ihre zwey Hände daran. Aber der

Ofen war sehr heiß, und Miekens Hände wurden sehr gebrannt.

Ach! ach! schrie Miekchen, meine Hände! meine Hände! ich habe mich verbrannt! o weh! o weh! ach, das thut weh!

Siehst du! sagte die Mutter, hab' ich dir es nicht gesagt, daß du nicht zum Ofen gehn sollst! Warum hast du mir nicht gefolgt? Warum bist du unartig gewesen?

Miekchen weinte und schrie. Aber das half nichts. Warum ging sie zum Ofen? Ein andermal ging sie nicht wieder zu einem heißen Ofen.

8.

Miekchen und das Licht.

Miekchen war einmal recht lustig. Sie lief in der Stube herum, und fing an zu singen und zu tanzen.

In der Stube brannte ein Licht. Das Licht stand auf dem Tische, und die Mutter saß am Tische und strickte.

Da kam Miekchen zur Mutter gelaufen, und rief: Mutter, nimm mich auf den Schooß! Ich bitt'!

Die Mutter nahm Miekchen auf den Schooß. Miekchen hatte schöne schwarze Haare. Gieb Acht, sagte die Mutter zu Miekchen, daß du dir deine Haare nicht verbrennst.

Aber Miekchen gab nicht Acht! Miekchen war lustig. Sie kam mit dem Kopfe in das Licht. Die Haare fingen an zu brennen. Miekchen schrie: ach! ach! mein Kopf! mein Kopf! er brennt! mein Kopf brennt!

Die Mutter war erschrocken. Sie zog Miekchen vom Lichte weg, nahm einen Krug Wasser, und goß das Wasser auf Miekchens Kopf. Da hörte der Kopf auf zu brennen.

Miekchen sah jetzt nicht schön aus; sie hatte keine Haare, denn die Haare waren ihr verbrannt; auch that ihr der Kopf weh, und sie weinte sehr.

Die Mutter bestrich den Kopf mit einer Salbe. Da heilte der Kopf wieder. Auch bekam Miekchen wieder Haare, und nun war sie wieder eine hübsche Mieke. Sie ließ ihre Haare nie wieder abbrennen.

Die Katze und der Vogel.

10.

Die Katze und der Vogel.

Die kleine Mieke hatte einen Bruder. Franz hieß er. Franz hatte einen schönen Kanarienvogel. Der sang recht hübsch, und war munter und schön.

Miekchen hatte keinen Vogel, aber eine kleine Katze. Miekchen hatte die kleine Katze recht sehr gern. Aber die Katze war kein gutes Thier. Wenn die Katze ein Stück Fleisch sah, fraß sie es schnell auf; wenn sie Milch sah, wollte sie die Milch gleich wegnaschen.

Einmal fing Franz an zu weinen. Was weinst du, Franz? fragte die kleine Mieke.

Ach, sagte Franz, komm nur her und sieh. Mein schöner Kanarienvogel ist todt!

Der Kanarienvogel todt? rief Miekchen. Das arme, liebe Thier! Jetzt wirds nicht mehr singen.

Die böse Katze! sagte Franz, die hat den Kanarienvogel todt gemacht. Sie hat dem Vogel den Kopf umgedreht und abgerissen. Die böse, häßliche Katze!

Miekchen sagte: ich habe die Katze recht lieb gehabt, aber jetzt mag ich sie nicht mehr. Denn sie hat den Kanarienvogel todt gemacht.

Miekchen wollte mit der Katze nicht mehr spielen. Die Mutter nahm die Katze, und gab sie einer alten Frau; die trug die Katze fort. Franz bekam einen andern Kanarienvogel.

II.

Henriette.

Henriette war ein kleines, lustiges Mädchen. Lustig dürfen Kinder seyn, aber nicht unartig. Henriette war lustig, aber bisweilen auch sehr unartig. Sie lief oft im Zimmer herum, und schrie und lärmte. Auch nahm sie zuweilen ihre Spielsachen, und warf sie auf die Erde, und wenn Leute ins Zimmer kamen, traten sie auf die Spielsachen und zertraten sie. Da fing Henriette an zu weinen und zu schreyen: meine Spielsachen! meine Spielsachen! Wenn nun die Mutter sagte: warum hast du deine Spielsachen herumgeworfen? sey still und weine nicht, sondern nimm deine

Sachen zusammen: so hörte die unartige Tochter nicht auf die gute Mutter, sondern schrie und weinte fort.

War das wohl artig von der Henriette? — Du bist ein schlimmes Kind, sagte oft die Mutter zu ihr und wurde böse auf sie. Wenn nun die Henriette nicht gleich wieder artig wurde, und nicht aufhörte zu schreyen und zu weinen: so nahm die Mutter die unartige Tochter, setzte sie in den Winkel, und sprach: unartige Kinder gehören in den Winkel; da magst du nun sitzen!

Da weinte nun Henriette sehr stark, und bat: liebe Mutter! ach, nur nicht in den Winkel! ich bitt', nur nicht in den Winkel! ich will wieder still und artig seyn!

Henriette fürchtete sich vor dem Winkel sehr. Aber die Mutter sagte: ich kann dir nicht helfen! du mußt im Winkel sitzen bleiben; denn du bist recht unartig gewesen.

Da hielt sich Henriette die Hände vor das Gesicht, denn sie schämte sich, daß sie im Winkel sitzen mußte. Ach, wie weh that es ihr, daß sie nicht im Zimmer herumlaufen durfte, und daß die liebe Mutter böse auf sie war!

Wenn Henriette eine Zeitlang im Winkel gesessen hatte, so kam die Mutter zu ihr, und sagte: willst du in Zukunft artiger und folgsamer seyn?

Ach, ja, liebe, gute Mutter! sprach Henriette. Ein andermal will ich recht gut und artig seyn! Sey nur nicht böse, liebe Mutter! sey nicht böse! Henriette will nicht mehr schlimm seyn! Hab' mich wieder lieb!

Nun, ich will nicht mehr böse seyn; sagte dann die Mutter. Steh' auf, und nimm deine Spielsachen zusammen.

Da sprang Henriette auf, und war voll Freude. Sie griff nach der Mutter Hand, küßte sie

und sprach: meine liebe, gute Mutter! dann suchte sie die Spielsachen zusammen, und legte sie in Ordnung. Auch sagte sie der Mutter das Verschen auf:

Mädchen müssen rein,
Still und artig seyn!

12.

Die unglückliche Henriette.

Bisweilen war Henriette ein recht liebes, artiges Mädchen. Aber sie blieb nicht immer gut. Sie spielte gern mit scharfen und spitzigen Sachen, mit Messern, Gabeln und Nadeln. Das sah die Mutter nicht gern. Töchterchen, sagte sie, mit scharfen und spitzigen Sachen dürfen kleine Kinder nicht spielen. Das Messer schneidet; es kommt dann Blut, und das thut weh. Die Gabeln und Nadeln stechen, und das thut auch weh.

Aber die unfolgsame Henriette hörte nicht auf, mit Messern, Gabeln und Nadeln zu spielen. Das war recht häßlich von ihr, daß sie der guten Mutter nicht folgte.

Einmal war die Mutter in der Küche, und Henriette ganz allein im Zimmer. Da ging Henriette an das Nähtischchen der Mutter, und nahm eine kleine Nadelbüchse herab. In der Nadelbüchse waren viele, viele Nadeln, Nähnadeln und Stecknadeln.

Was that nun Henriette mit dem Nadelbüchschen? Sie spielte damit, und nahm es in den Mund, und als sie so damit spielte, ging das Nadelbüchschen auf, und alle Nadeln fielen in Henriettens Mund. Das war schrecklich.

Henriette wollte die Nadeln wieder schnell ausspucken. Aber mehrere fielen ihr in den Hals, und blieben im Halse stecken. Das that Henrietten entsetzlich weh. Sie lief voll Angst in die Küche zur Mutter, und wollte ihr erzählen, was geschehen war. Aber so wie sie reden wollte, gingen die Nadeln noch tiefer in das Fleisch ein, und Henriette hatte einen erschrecklichen Schmerz.

Sie

Sie schlug mit den Händen herum; sie wand sich wie ein Wurm; sie konnte kein Wort sprechen.

Die arme Mutter erschrak sehr darüber. Ach, Gott! rief sie, was ist geschehen? Sie lief in das Zimmer. Da sah sie das Nadelbüchschen auf der Erde. Sie hob es auf. Als sie sah, daß keine Nadel darin war, wußte sie, was Henriette gethan hatte. Sie fing an zu weinen, und rang die Hände. Ach, Gott! ach, Gott! rief sie, was hast du gethan, mein Kind! Du hast Nadeln verschluckt, du wirst sterben müssen.

Die arme, arme Henriette! Der Schmerz in ihrem Halse wurde immer größer. Es floß viel Blut aus ihrem Munde, und sie zitterte am ganzen Leibe. Sie fiel auf die Erde hin und wälzte sich herum.

Die Mutter schickte schnell nach einem Doctor. Der Doctor kam. Helfen Sie meiner armen

Tochter! rief die Mutter dem Doctor zu; helfen Sie meiner armen Henriette, damit sie nicht stirbt.

Aber der Doctor sagte: hier kann ich nicht helfen! das arme Kind muß sterben.

Da weinte die Mutter und sagte: ach, Gott! ach, Gott! meine Henriette muß sterben! Nun werd' ich keine Tochter mehr haben, ich arme, unglückliche Mutter!

Die arme Henriette wurde ins Bett gelegt. Sie wälzte sich lange herum. Dann machte sie die Augen zu, und war gestorben.

Ach, wie sehr weinte jetzt die gute Mutter! Sie hatte nun keine Tochter mehr. Henriette lag ganz todt da.

Die Mutter ließ nun einen Sarg von Holz machen. Henriette bekam ein schönes weißes Kleid, und wurde in den Sarg gelegt. Da lag sie nun, ganz blaß im Gesichte. Auf ihre Brust legte man einen schönen Blumenstrauß, und auf ihren Kopf

einen Blumenkranz. Und als die Mutter sie so ganz todt im Sarge liegen sah, fing sie an zu weinen. Ach, meine Tochter! meine Tochter! sagte sie, warum hast du nicht gefolgt! warum hast du mit den Nadeln gespielt! Jetzt bist du todt, ganz todt, und ich habe keine Henriette mehr!

Bald kamen schwarze Männer. Die legten einen Deckel auf den Sarg, und schlugen ihn mit großen Nageln zu. Dann nahmen die schwarzen Männer den Sarg, in welchem Henriette lag, und trugen ihn weit, weit weg.

Die Männer kamen bald an ein Grab. Der Sarg wurde nun in das Grab gelegt. Da war nun die arme, unglückliche Henriette im Grabe. Die Mutter stand dabey und weinte laut. Leb wohl, meine Tochter! sagte sie; ich werde dich nicht mehr sehen! leb wohl, mein armes, liebes Kind!

Die schwarzen Männer nahmen nun Erde, und warfen die Erde in das Grab auf den Sarg, so daß das Grab ganz voll wurde. Und Henriette blieb im finstern Grabe. Die Mutter ging weinend nach Hause, und hatte nun keine Tochter mehr. Die arme, gute Mutter.

* * *

Kinder dürfen nicht mit Nadeln spielen, sonst geht es ihnen leicht wie der Henriette. Kinder müssen thun, was ihnen die Mutter oder der Vater sagt, sonst geht es ihnen so, wie es der armen Henriette gegangen ist.

13.

Amanda.

Amanda war ein liebes, gutes Mädchen. Ihre Mutter hatte sie recht lieb. Was die liebe Mutter sagte, das that Amanda. Stand die kleine Tochter aus ihrem Bettchen auf, so rief sie der Mutter zu: guten Morgen, liebe Mutter! Legte sie sich schlafen, so küßte sie der Mutter und dem Vater die Hand und sagte: gute Nacht, liebe Mutter! gute Nacht, lieber Vater!

Kleine Verschen lernte die Amanda sehr gern. Sie kam oft zur Mutter gehüpft, und sagte: liebe Mutter, ich bitte, lehre mir ein Verschen!

Nun so gieb Acht, sprach dann die Mutter. Ich will dir ein Verschen vorsagen; du mußt mir es nachsprechen und es dir gut merken.

Da sagte nun die Mutter der Amanda ein Verschen vor, und die Amanda sagte das Verschen nach, und bald wußte die Amanda das Verschen auswendig.

Amanda lernte viele, viele Verschen. Auch das Verschen wußte sie:

Wenn ich artig bin,
Ohne Eigensinn,
Thue, was ich soll;
O wie ist mir wohl!
Mich liebt der Papa,
Mich lobt die Mama;
Alles freuet sich,
Liebt und lobet mich.

Ein andermal lernte sie das folgende Verschen:

Liebe Mutter, liebe Mutter!
Gieb mir für die Hühner Futter!

Bald sind ihre Kröpfe leer;
Liebe Mutter, Futter her!

Weil nun die Amanda ein so artiges, gutes Kind war: so kaufte ihr die gute Mutter schöne Spielsachen, unter andern eine recht hübsche Puppe, mit der sie gern spielte. Die Puppe hatte ein schönes Kleid an. Liebe Puppe, sagte die Amanda, du mußt dein schönes Kleidchen nicht beschmutzen! du mußt es recht rein halten!

Amanda warf die Puppe nicht hin und her, sondern legte sie in eine Wiege, und gab darauf Acht, daß ihr Kleidchen nicht beschmutzt wurde. Bisweilen sagte sie zu der Puppe: du bist schon schläfrig, liebe Puppe! ich will dich zudecken, da kannst du hübsch ruhig schlafen.

Amanda deckte nun die Puppe mit einem weißen Tuche zu, schaukelte die Wiege, in der sie lag, und sang:

Schlaf, Püppchen, schlaf!
Da draußen ist ein Schaf;
Das ist dir gar ein gutes Blut,
Das keinem was zu Leide thut;
Schlaf, Püppchen, schlaf.

So gut spielte Amanda mit der Puppe, und mit ihren andern Spielsachen. Es war eine Freude, ihr zuzusehen.

14.

Amanda und Franz.

Einmal kam der kleine Franz zu der Amanda. Das war ein lustiger, schelmischer Knabe. Er sprang gern im Zimmer herum, und war oft recht unartig.

Zeig mir deine Puppe! sagte Franz zur Amanda. Ich möchte sie gern sehen; ist es eine schöne Puppe?

Meine Puppe, sprach Amanda, ist eine recht hübsche Puppe; sie hat ein schönes Kleidchen an, und das Kleidchen hat sie noch nicht schmutzig gemacht.

O so hole doch die Puppe her, sagte Franz, damit ich sie sehen kann!

Sie schläft jetzt, sprach Amanda; aber du sollst sie sehen; ich will sie gleich holen!

Amanda hüpfte nun zu der kleinen Wiege, in der die Puppe lag, und nahm sie heraus, und trug sie zu dem Franz.

Sieh, das ist meine Puppe! sprach Amanda. Nicht wahr, sie ist schön?

Franz nahm die Puppe, und sah sie an. Auf einmal aber fing Franz an, unartig zu werden. Ich will mit deiner Puppe tanzen, sagte er, und schleppte die Puppe auf der Erde herum.

Nicht doch! nicht doch! rief die Amanda. Schleppe mir nicht die Puppe auf der Erde herum. Ihr hübsches Kleidchen soll nicht beschmutzt werden!

Aber der unartige Franz hörte nicht darauf, sondern schleppte die Puppe auf der Erde hin und her, und sprang wild herum.

Franz, lieber Franz! sagte Amanda, verdirb mir die Puppe nicht! ich bitte, sey ruhig, und gieb mir meine Puppe wieder!

Aber Franz wurde nicht ruhig, und gab der Amanda die Puppe nicht wieder, sondern schleppte sie auf der Erde herum.

Was geschah nun? Die hübsche Puppe wurde ganz beschmutzt; das schöne Kleidchen, das sie an hatte, zerriß; am Ende zerbrach sogar der rechte Arm der Puppe.

Da fing die Amanda bitterlich zu weinen an. Ach, meine arme Puppe! sagte sie, meine arme Puppe! ihr Kleidchen ist beschmutzt und zerrissen, und ihr rechter Arm gebrochen! Ach, Franz, was hast du gethan! Du bist recht unartig, recht böse! geh, ich mag dich nicht!

Als die Mutter hörte, daß die Amanda weinte, kam sie in das Zimmer gelaufen, und sprach: was ist dir geschehen, mein Töchterchen?

Ach, liebe Mutter, antwortete sie, sieh nur, sieh! Meine hübsche Puppe hat Franz beschmutzt und zerbrochen.

Du bist ein schlimmer Bube, Franz! sprach die Mutter. Ist das erlaubt, die Spielsachen anderer zu verderben? Marsch, fort mit dir!

Die Mutter nahm den Franz beym Arm, machte die Thüre auf, und führte ihn hinaus.

Franz schämte sich; er hing den Kopf, und weinte.

Amanda weinte auch. Aber die Mutter streichelte ihre Stirne und ihre Wangen, und sprach zu ihr: weine nicht, liebe Tochter! Ich will dir eine andere Puppe kaufen.

Da hörte Amanda auf zu weinen. Die Mutter kaufte ihr eine neue Puppe. Amanda küßte der Mutter herzlich die Hand, und sagte: ich danke dir, liebe Mutter, für die schöne Puppe, die du

mir gekauft hast. Ich will immer recht artig seyn, und dir Freude machen.

Dann werd' ich dich immer recht lieb haben, sprach die Mutter. Franz ist ein unartiger Knabe; den kann man nicht lieb haben. Nur artige Kinder hat man lieb.

Amanda streichelte das Gesicht der Mutter, und sagte ihr das Verschen auf:

Höret, was die Mutter spricht:
Schlimme Kinder liebt man nicht;
Nur wer gut und artig ist,
Wird geschmeichelt und geküßt.

15.

Amanda und Luise.

Die kleine Luise war ein liebes, artiges Kind. Einmal sagte sie zur Mutter: gutes Mutterchen, wann werden wir die liebe Amanda besuchen?

Wenn du recht gut und artig bist, sprach die Mutter, so will ich morgen mit dir zur Amanda gehen.

Darüber hatte die kleine Luise eine recht große, große Freude. Sie war den ganzen Tag über ein artiges Mädchen. Sie weinte und lärmte nicht; sie that alles, was der Vater und die Mutter haben wollten; sie spielte schön, und kam oft zum Vater und zur Mutter gelaufen, streichelte sie und gab ihnen herzliche Küsse.

Amanda und Luise.

Als nun der morgende Tag da war, sagte die Mutter zur Luise: du bist gestern ein gutes Mädchen gewesen, darum will ich heute mit dir zur Amanda gehen.

Die Mutter ging nun mit der artigen Luise zur artigen Amanda. Die beyden Mädchen hatten einander recht lieb. Als Amanda die Luise kommen sah, lief sie ihr entgegen, fiel ihr um den Hals, küßte sie, und sagte: willkommen, liebe Luise, willkommen!

Nun gingen die zwey Mädchen in den Hof. Hier waren viele Hühner, Gänse und Enten. Luise hatte an den muntern Thierchen eine große Freude. Sie rief: epipi! epipi! kommt her, kommt her, ihr lieben Thierchen!

Luise streute einige Bröckelchen Brot hin, und die Hühner, Enten und Gänse kamen herbey gelaufen, um zu fressen.

Amanda rief freudig aus: ha, sieh nur, sieh! wie die lieben Thierchen durch einander laufen!

Tuk tuk tuk, in vollem Haufen
Kommen sie herbey gelaufen!
Alles hüpfet, groß und klein,
Keines will das letzte seyn!

Liebe Luise, sagte Amanda, jetzt wollen wir in den kleinen Hof da gehen. Dort ist die eine Henne, die hat kleine Hühnchen. Die wollen wir ansehen.

Die zwey Mädchen hüpften nun in den kleinen Hof. Hier kam zu ihnen eine Gluckhenne mit vielen kleinen Hühnchen getrippelt. Amanda nahm ein Stückchen Semmel, und machte kleine Bröckelchen daraus, und streute diese Bröckelchen der Henne und ihren Jungen hin.

Da kam die Henne schnell herbey, und ihre kleinen Hühnchen liefen ihr auch nach. Die alte Henne — es war die Mutter von den kleinen

Hühn-

Hühnchen — nahm nun die Bröckelchen Semmel in den Schnabel, aber sie fraß sie nicht, sondern ließ sie wieder aus dem Schnabel herausfallen, und gab sie ihren Jungen. Diese pickten mit ihren kleinen Schnäbelchen die Bröckelchen, und fraßen sie weg.

Luise und Amanda sahen zu, wie die Hühnchen die Semmelstückchen wegfraßen. Sie schmeckten ihnen sehr gut. Herzlich freuten sich die zwey Mädchen darüber, und Luise sagte: ach, was sind das für artige, liebe Thierchen! wenn ich nur auch solche Thierchen hätte!

Liebe Luise, sprach Amanda, ich will meine gute Mutter bitten, daß sie dir ein kleines Hühnchen schenkt.

Amanda lief nun zu ihrer Mutter und sagte: liebes Mutterchen, schenke doch der guten Luise eines von dem kleinen Hühnchen!

Die Mutter ging nun in den Hof, nahm ein kleines Hühnchen und schenkte es der Luise. Das war eine Freude! Sie dankte für das Hühnchen, trug es nach Hause, und fütterte es mit gekochten und gehackten Eyern, mit Brotkrumen und Semmel. In ein Töpfchen goß sie Wasser, und setzte es dem Hühnchen hin, und das Hühnchen kam herbey gelaufen, und trank Wasser. Und das Hühnchen machte der Luise viele, viele Freude.

16.

Der Garten.

Ein andermal kam Amanda zur Luise. Luise lief ihr entgegen und rief ihr freundlich zu: willkommen, liebe Amanda, willkommen!

Die zwey Mädchen fielen einander um den Hals und küßten sich.

Was macht dein Hühnchen? fragte Amanda.

O es ist recht munter und lustig, sagte Luise. Es ist ein liebes, artiges Thierchen! Komm, ich will es dir zeigen!

Luise führte nun die Amanda in eine kleine Kammer, wo das Hühnchen war. Es war schon größer gewachsen und ein recht schönes Thierchen. Luise nahm ein Stückchen Semmel, legte es auf

die Hand und sagte: komm, Hühnchen, komm, und friß aus meiner Hand!

Das Hühnchen kam nun schnell zur Luise gelaufen, und fraß aus ihrer Hand das Stückchen Semmel. Sie streichelte das liebe Thierchen, und sprach: mein gutes, liebes Hühnchen! ich habe dich recht lieb!

Auch Amanda streichelte das Hühnchen und gab ihm einige Bröckelchen Semmel, die ihm sehr gut schmeckten.

Jetzt nahm Luise die Amanda bey der Hand, und führte sie in den Garten. Da standen viele Bäume, und an den Bäumen hingen Kirschen. Auch waren viele schöne Blumen in dem Garten, blaue Blumen, rothe Blumen, gelbe Blumen, Blumen von vielen, vielen Farben.

Ach, was sind das für schöne, herrliche Blumen! rief Amanda aus. So viele schöne Blumen hab' ich noch nicht gesehen!

Da hüpfte Luise fort, und pflückte einige schöne Blumen, und da sie die Blumen gepflückt hatte, kam sie wieder zu Amanda und sagte: liebe Amanda, diese Blumen hab' ich für dich gepflückt; nimm sie hin; sie gehören dir!

Amanda hatte eine große Freude über die Blumen. Sie küßte Luisen, und sprach: du bist ein liebes, gutes Mädchen! du schenkst mir so schöne Blumen; ich danke dir dafür!

Bald kam auch Luisens Mutter in den Garten. Sie pflückte Kirschen von den Bäumen, und sagte: kommt her, lieben Kinder, ihr sollt etwas bekommen!

Da kamen die zwei Mädchen schnell zur Mutter gelaufen. Sie gab ihnen nun Kirschen. Luise und Amanda küßten der guten Mutter die Hand, und sagten: wir danken recht schön für die Kirschen.

Die Kirschen schmeckten den Mädchen sehr gut. Sie hüpften dann von der Mutter fort, und pflück-

ten Blumen. Aus den Blumen flochten sie einen Kranz, und hüpften dann zur Mutter zurück. Als sie bei der Mutter ankamen, setzten sie den Kranz auf ihren Kopf und sagten: dieser Blumenkranz ist für die Kirschen, die du uns gegeben hast.

Das machte der Mutter Freude. Sie küßte die zwei Mädchen und sprach: ich danke für den schönen Blumenkranz!

Luise und Amanda blieben noch eine Zeit lang im Garten. Dann gingen sie fort. Amanda ging zu ihrer Mutter zurück, und brachte ihr aus dem Garten zwei schöne Blumen und einige Kirschen mit.

Luise und Amanda wuchsen groß, und immer waren sie artige und gute Mädchen. Alle Leute hatten sie lieb.

17.

Der unruhige Heinrich.

Ein recht muntrer Knabe war Heinrich. Er marschirte immer im Zimmer hin und her. Bald war er hier, bald dort. Bald saß er auf dem kleinen Stühlchen, bald schob er einen Sessel hin und her, bald wollte er auf das Kanapee klettern, bald versteckte er sich hinter dem Ofen, hinter dem Bette und hinter den Schränken; kurz, Heinrich war fast niemals ganz still und ruhig.

Oft sagte die Mutter zu Heinrich: mein Sohn, du mußt nicht immer so unruhig seyn, du mußt bisweilen auch still sitzen. Aber Heinrich that nicht, was die Mutter sagte. War das wohl schön und artig von ihm?

Der Vater hatte dem kleinen Heinrich ein schönes Stühlchen gekauft. Es war hoch und mit rothem Leder überzogen. Wenn nun Heinrich viel herumgelaufen und schon müde war, bat er, daß man ihn in das Stühlchen setzen sollte. Saß er aber im Stühlchen: so wurde er oft unruhig, stieg in dem Stühlchen auf und stampfte in demselben herum. Das war nun nicht gut; denn wie leicht konnte Heinrich aus dem Stühlchen fallen, den Hals brechen oder den Kopf zerschmettern!

Der Vater und die Mutter sagten oft zu ihm: Heinrich! Heinrich! steige niemals im Stühlchen auf; denn du könntest leicht herabpurzeln und dir den Kopf einschlagen oder Arm und Fuß brechen.

Aber Heinrich folgte nicht, und wenn der Vater und die Mutter nicht bey ihm standen, stieg er im Stühlchen auf, und fing an zu stampfen und zu tanzen.

Einmal waren der Vater und die Mutter in die Kammer gegangen. Heinrich saß im rothen Stühlchen, und war nun allein. Sogleich stand er im Stühlchen auf, und zappelte herum. Aber, ach! — er glitschte mit einem Fuße aus, und stürzte aus dem rothen Stühlchen hinab.

Heinrich fing jämmerlich zu schreyen an. Da kamen Vater und Mutter herbeygelaufen. Sie erschraken, als sie sahen, daß Heinrich aus dem Stühlchen gefallen war.

Ach! ach! schrie Heinrich, meine Hand! meine Hand! ach, es thut weh, sehr weh!

Zeig her deine Hände, sprach der Vater, wo thut es weh?

Hier! hier! schrie Heinrich, und zeigte auf zwey Finger der linken Hand, auf den Daum und den Zeigefinger.

Der Vater untersuchte die zwey Finger, und fand, daß sie gebrochen und zerquetscht waren.

Die Mutter weinte und jammerte. Ach! Heinrich! Heinrich! sagte sie, was hast du gethan? warum hast du dem Vater und der Mutter nicht gefolgt! warum bist du im Stühlchen nicht ruhig sitzen geblieben! jetzt sind deine Finger gebrochen!

Heinrich schrie und weinte. Die zwey gebrochenen Finger thaten ihm entsetzlich weh. Es wurde ein Chirurgus gerufen, der die Finger ansehen sollte. Der Chirurgus kam, untersuchte die gebrochenen und zerquetschten Finger Heinrichs und sagte: hier ist nichts anders zu thun, als die Finger abzunehmen.

Der Chirurgus zog nun ein scharfes Messer hervor. Heinrich fing an entsetzlich zu schreyen: nur nicht schneiden! nur nicht schneiden!

Die Finger müssen abgeschnitten werden, sagte der Chirurgus; sonst mußt du sterben. Willst du sterben?

Nein! nein! schrie Heinrich. Sterben will ich nicht; da ist die Hand; schneid' die Finger ab!

Der Chirurgus schnitt dem Heinrich nun die zwey Finger ab. Es that sehr weh. Auch kam viel Blut. Die Hand des Heinrich wurde nun verbunden. Er war lange krank und mußte im Bette liegen bleiben. Nach und nach heilte die Hand. Aber Heinrich hatte nun an der linken Hand statt fünf Finger nur drey Finger. Der Daum und der Zeigefinger waren für immer weg.

Hätte Heinrich dem Vater und der Mutter gefolgt, und wäre er im Stühlchen immer still sitzen geblieben, so wäre er nicht hinabgefallen, und hätte sich nicht die zwey Finger gebrochen, und nicht so große Schmerzen ausgestanden.

18.

Die unruhige Margrethe.

Eben so unruhig als Heinrich, war auch die kleine Margrethe. Sie kletterte gern herum. Die Mutter sagte oft zu ihr: meine Tochter, das ist gar nicht gut, daß du so gern herum kletterst. Wie leicht kannst du fallen, und dir ein Loch in den Kopf schlagen, oder den Arm zerbrechen.

Aber auch die Margrethe folgte der Mutter nicht, sondern lief immer im Zimmer auf und ab, und kletterte gern auf kleine Stühle und auf das Kanapee.

Einmal war die Margrethe sehr lustig und sang: hoppsasa und heisasa! Die Mutter ging

in das andere Zimmer und die Tochter war nun allein. Sie holte ihren kleinen Sessel hervor und stieg auf den Sessel. Lustig! fing sie an zu schreyen, lustig! heisasa und hoppsasa!

Aber ach! die lustige Margrethe rutschte mit einem Fuße aus, und fiel von dem Sessel hinab; so lang sie war, stürzte sie auf die Erde hin.

Da fing die Margrethe an, jämmerlich zu schreyen. Ach! ach! schrie sie; Mutter! Mutter! ach, das thut weh! mein Kopf! mein Kopf!

Die Mutter kam voll Schrecken in das Zimmer gesprungen. Sie sah ihre Tochter auf der Erde liegen, sprang zu ihr, hob sie auf, und fragte: wo hast du dich getroffen? wo thut es dir weh?

Hier! hier! sprach Margrethe, und zeigte auf die Stirne. Da war nun ein kleines Loch, und aus dem Loche kam Blut, und das that sehr weh.

Ach, Margrethe! Margrethe! sprach die Mutter, warum bist du auf den Sessel geklettert!

ich hab' es dir oft gesagt, daß du einmal tüchtig fallen, und dir ein Loch in den Kopf schlagen wirst.

Ach, ich will das niemals wieder thun! sagte Margrethe; ich will in Zukunft nicht mehr herumklettern!

Das Blut floß immerfort aus der Wunde. Die Mutter nahm Wasser, und wischte das Blut von der Stirne. Aber es kam immer neues Blut. Da ließ die Mutter den Doctor kommen. Dieser legte ein Pflaster auf das Loch in der Stirne, und Margrethe mußte sich nun in ihr Bettchen legen. Die Wunde that ihr lange weh, und es vergingen viele, viele Tage, bis sie zugeheilt war.

Als Margrethe wieder gesund war, und ihr Bettchen verlassen durfte, küßte sie der Mutter die Hand, und sagte: liebe, gute Mutter! ich will nun nicht mehr herumklettern; ich will ein ruhiges, artiges Kind seyn, und alles thun, was du sagst.

Dann werde ich dich recht lieb haben, sprach die Mutter, und du wirst nicht mehr fallen; und dir kein Loch in den Kopf schlagen.

Margrethe war nun ein artiges, folgsames Kind. Sie kletterte nicht mehr herum, und weil sie nicht mehr herumkletterte und ein achtsames Mädchen war, so fiel sie auch nicht mehr und schlug sich kein Loch in den Kopf. Sie war nun der Mutter Herzenstochter.

19.

Leopold.

Der kleine Leopold war ein gescheidter Knabe. Er merkte auf alles, und was ihm der Vater und die Mutter sagten, das vergaß er nicht leicht wieder.

Er lernte recht bald die Farben kennen. Als er zwey Jahre alt war, kannte er schon die schwarze, weiße, grüne, gelbe, rothe und blaue Farbe.

Einmal fragte der Vater den kleinen Leopold: mein Sohn, kannst du mir wohl sagen, von welcher Farbe mein Stiefel ist?

Dein Stiefel ist schwarz, lieber Vater, antwortete Leopold.

Das ist brav! sagte der Vater. Kannst du mir aber noch andere Dinge nennen, die schwarz sind?

Leopold dachte ein klein wenig nach; dann sagte er: auch die Tinte ist schwarz, und der Mutter Schuhe sind auch schwarz; schwarz ist auch die Kohle auf dem Heerde; viele Hunde und Katzen sind schwarz.

Das ist brav! sagte der Vater. Was ist nun aber weiß?

Mein Hemd ist weiß, antwortete Leopold. Auch das Papier, worauf der Vater schreibt, ist weiß; weiß ist auch der Schnee, der Schwan, der Mutter Zähne, und viele, viele andre Dinge.

Und was ist grün? fragte der Vater.

Viele Dinge sind grün, sprach Leopold. Das Gras ist grün; grün sind die Bäume; grün sind viele Pflanzen, Oefen und Kleider.

Kannst du mir auch einige Dinge nennen, welche gelb sind? fragte der Vater.

O ja! antwortete Leopold. Das Gold ist gelb; die Nägel von Messing in meinem Stühlchen sind gelb; der Wein ist gelb; auch viele Blumen sind gelb.

Nenne mir nun einige Dinge, welche roth sind; sagte der Vater.

Dein Siegellack, Vater, ist roth, antwortete Leopold; das Kupfer ist roth; roth ist das Blut; auch viele Kirschen, Aepfel und Birnen sind roth; roth sind die Erdbeeren und die Himbeeren.

Das ist alles recht gut, sprach der Vater; aber kannst du mir auch einige Dinge nennen, welche blau sind?

Auch das kann ich, antwortete Leopold. Der Himmel ist blau; blau ist das Veilchen; blau sind viele andere Blumen, Kleider und Bänder.

Der Vater nahm nun den kleinen Leopold auf den Schooß, und sprach zu ihm: weil du so gut geantwortet hast, so sollst du auch etwas Gutes bekommen.

Der Vater gab nun dem Leopold einen schönen rothen Apfel. Er dankte dem Vater dafür, lief zur Mutter, und rief ihr zu: Sieh, sieh, liebe Mutter! der gute Vater hat mir einen schönen rothen Apfel gegeben! Sey so gut, liebe Mutter, und schäle mir den Apfel.

Die Mutter nahm nun ein Messer, und schälte den Apfel, den Leopold von dem Vater bekommen hatte. Leopold dankte der Mutter und gab ihr auch ein Stückchen von dem Apfel. Er schmeckte sehr gut.

20.

Leopold.

(Fortsetzung.)

Leopold, sagte eines Tages der Vater, ich habe dir letzthin gezeigt, was rund und was hoch ist. Hast du es nicht wieder vergessen?

Nein, lieber Vater, antwortete Leopold, ich hab' es nicht vergessen. Ich weiß noch, was rund und was hoch ist.

Wenn du das noch weißt, sprach der Vater, so nenne mir einige Dinge, die rund sind.

Es giebt sehr viele runde Dinge, sagte Leopold. Mein Kopf ist rund; auch das Auge ist rund; rund

ist die Sonne und der Mond; der Apfel ist rund; rund ist auch der Ball und die Kugel.

Und welche Dinge sind hoch? fragte der Vater.

Viele, viele Dinge sind hoch, sprach Leopold. Unser Ofen ist hoch; das Haus ist hoch, und der Thurm ist sehr, sehr hoch.

Ich habe dir auch letzthin gesagt, wie viele Finger du an beyden Händen hast, sagte der Vater. Weißt du das noch?

Ja, lieber Vater, sprach Leopold. Ich will sie dir gleich zählen. Eins, zwey, drey, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. — Zehn Finger hab' ich an beyden Händen.

Aber wie viel Finger hast du denn an Einer Hand? fragte der Vater.

Ich will sie zählen, sprach Leopold. Eins, zwey, drey, vier, fünf. — Fünf Finger hab' ich an Einer Hand. — Fünf Finger hab' ich an

der linken Hand, und fünf Finger hab' ich an der rechten Hand.

Aber weißt du auch noch, wie diese fünf Finger heißen? sprach der Vater.

Auch das weiß ich. Das ist der Daum — das ist der Zeigefinger — das ist der Mittelfinger — das ist der Goldfinger — das ist der kleine Finger.

Bravo! mein Sohn! sprach der Vater; komm, ich will dich küssen.

Der Vater gab Leopolden einen herzlichen Kuß auf die rechte Backe, und Leopold freute sich sehr, daß ihn der Vater geküßt hatte. Er lief zur Mutter hin, und rief ihr zu: liebe Mutter, der Vater hat mich geküßt, recht herzlich hat er mich geküßt!

Da zog auch die Mutter den Leopold an sich, und sagte: da dich der gute Vater geküßt hat, so sollst du auch von der Mutter einen herzlichen Kuß bekommen.

Die Mutter küßte Leopolden, und Leopold lief nun zum Vater zurück, und rief ihm zu: lieber Vater, die Mutter hat mich auch geküßt; recht herzlich hat sie mich geküßt! — Leopold war nun den ganzen Tag hindurch voll Freude.

21.

Leopold.

(Beschluß.)

Ein andermal rief der Vater Leopolden zu sich, und sprach zu ihm: Leopold, siehe dich einmal im Zimmer recht um, und nenne mir die Sachen, die du in dem Zimmer siehst.

Leopold sah sich um, und sagte: ich sehe viele Sachen. Das sind Fenster, das sind Thüren, das sind Stühle, das ist ein Kasten, das hier ein Tisch, das ein Ofen, das ein Kanapee, das ein Fortepiano, das eine Uhr, das ein Stock. Hier liegt ein Buch, hier ein Hut, hier ein Messer, hier ein Rock, hier ein Mantel.

Leopold nannte alle Dinge, die im Zimmer waren. Auch nicht Eines blieb ungenannt.

Der Vater war damit zufrieden. Leopold, sprach der Vater, jetzt nenne mir die Theile deines Körpers, die du kennst.

Das ist der Kopf, sprach Leopold. Das ist der Hals, das die Brust, das sind die Arme, das ist der Bauch, das sind die Füße. Auf dem Kopfe sind Haare; da ist die Stirn; da ist ein Ohr, und da ist auch ein Ohr; das ist das rechte Ohr, und das ist das linke Ohr. Hier ist ein Auge, und hier ist auch ein Auge. Das ist das rechte Auge, das ist das linke Auge. Das ist die Nase. Das ist ein Nasenloch, und das hier ist auch ein Nasenloch; das ist das rechte Nasenloch, und das ist das linke Nasenloch. Das ist eine Backe oder eine Wange, und das ist auch eine Backe oder eine Wange. Das ist die rechte Backe und das ist die

linke Backe. Das ist der Mund. In dem Munde sind die Zähne. In dem Munde ist auch eine Zunge. Das ist der rechte Arm, das ist der linke Arm. Das sind die Finger der rechten Hand, das sind die Finger der linken Hand. An den Fingern sind Nägel. Das ist der rechte Fuß, das ist der linke Fuß. Jeder Fuß hat fünf Zehen und an den Zehen sind Nägel. Das ist das rechte Knie, das ist das linke Knie. — Mehr weiß ich nicht.

Das ist schon genug, sprach der Vater. Weil du mir die Theile des Körpers so gut gezeigt hast, so sollst du mit mir spazieren gehen.

Leopold hatte darüber eine große Freude. Er ging mit dem Vater spazieren. Sie kamen zu einer Frau, die hatte Kirschen zu verkaufen. Der Vater kaufte Kirschen und gab davon dem Leopold. Sie schmeckten ihm herrlich. Der Mutter brachte er auch einige mit nach Hause.

Leopold wuchs groß. Er lernte fleißig und wurde recht gescheidt und brav. Vater und Mutter hatten ihn sehr lieb; lieb hatten ihn auch viele andere Leute. Denn man hat alle die lieb, die gescheidt und brav sind. —

22.

Die schlimme Babette.

Babette hatte einen sehr lieben, guten Vater. Er kaufte ihr viele schöne Sachen. Wenn er spazieren ging, und wieder nach Hause kam, brachte er der Babette fast immer etwas mit, bald ein Semmelchen, bald ein Stückchen Zwieback, bald Kirschen, bald Aepfel, bald Birnen, bald eine schöne Blume. Auch kaufte der Vater der Babette Schuhe und hübsche Kleider. Das war ein lieber, guter Vater.

Aber Babette war keine liebe, gute Tochter. Sie machte dem Vater keine Freude. Er that ihr so viel Gutes, und sie war unartig und schlimm gegen ihn.

Die schlimme Babette.

Wenn der Vater sagte: Babette, komm zu mir, so wollte sie nicht zum Vater kommen, und schrie: nit, nit zum Vater!

Wenn die Mutter sagte: Babette, geh schnell zum Vater, und küß ihm die Hand; so sagte Babette: nit, nit! Babette will den Vater nicht küssen.

Babette, sagte bisweilen der Vater, du kannst schon ein klein Bischen singen; komm zu mir, und singe mir ein wenig vor.

Aber Babette zog sich zurück, und sprach: nit, nit! ich will nicht singen.

Das war sehr unartig und schlimm von Babetten. Kinder müssen ihren Vater lieb haben, und alles thun, was er will.

Geh, sagte die Mutter zur Babette, du bist eine garstige Tochter; du machst dem lieben Vater keine Freude. Er thut dir so viel Gutes, und

du bist so unartig gegen ihn — du bist ein häßliches Mädchen!

Da war Babette ganz still; sie hing den Kopf und schämte sich.

Eines Tages sagte der Vater zu Babetten: meine Tochter, wie hast du heute Nacht geschlafen? du hast mir ja noch keinen guten Morgen gesagt; komm, ich will dir einen Kuß geben!

Aber Babette war wieder unartig und garstig. Sie wollte nicht zum Vater gehen. Nit, nit! rief sie wieder; ich geh' nicht zum Vater!

Da wurde der Vater böse auf Babetten, und sagte: du bist ein häßliches, undankbares Kind, Babette! Ich thue dir so viel Gutes, ich kaufe dir Zwieback, Aepfel, Birnen und schöne Kleider; ich erzähle dir Geschichten; ich zeige dir Bilder, und du bist so unartig gegen mich. Jetzt mag ich dich nicht mehr. Suche dir einen andern Vater; ich werde mir eine andere Tochter holen;

die soll von mir Zwieback, Aepfel, Birnen und schöne Kleider bekommen; der will ich Geschichten erzählen und Bilder zeigen, dir nicht; du sollst von mir nichts mehr bekommen. Deine Kleider will ich dir fortnehmen, und sie der andern Tochter geben, die ich mir holen werde.

Als Babette dieses hörte, wurde ihr angst und bang. Sie sah den Vater an, und da sie bemerkte, daß er sehr böse auf sie sey, fing sie an zu weinen. — Ich will artig seyn, schluchzte sie, hole nur keine andere Tochter!

Aber der Vater sagte: du hast mir schon oft versprochen, daß du artig seyn wolltest, und doch bist du wieder unartig geworden. Jetzt glaub' ich dir nicht mehr. Marsch, fort mit dir! —

Babette fing nun an laut zu jammern. Sie fiel vor dem Vater auf die Kniee, und schluchzte: ach! jag' mich nur nicht fort, lieber Vater! hole dir keine andere Tochter! ich will nicht mehr unar-

tig seyn! ich will nicht mehr sagen nit! nit! ich will alles thun, was du willst! sey nicht böse auf mich, lieber Vater! o sey nicht böse! nimm mir meine Kleider nicht fort! laß mich bey dir! ich will nun deine gute Tochter seyn!

Als die Babette auf ihren Knieen lag und so jammerte, trat die Mutter in das Zimmer, und sagte: sieh, Babette, so geht es, wenn man gegen den Vater unartig und schlimm ist!

Ach, liebe Mutter, schluchzte Babette, bitte den Vater, daß er mich nicht fortjagt. Ich will nun seine gute Tochter seyn!

Da bat die Mutter den Vater, daß er Babetten nicht fortjagen sollte. Verzeih' es, lieber Vater, deiner Tochter, sprach sie, daß sie bisher unartig gewesen ist. In Zukunft wird sie artig und gut seyn.

Der Vater sagte nun: Weil auch die Mutter bittet, so will ich dich, Babette, jetzt noch nicht fort-

fortjagen. Du kannst bey mir bleiben, und ich will mir jeẓt noch keine andere Tochter holen, und dir die Kleider noch nicht fortnehmen. Aber so bald du wieder unartig und schlimm gegen den Vater bist, will ich dir deine Kleider sogleich nehmen, und mir eine andere Tochter holen, und ihr die Kleider schenken.

Babette war nun sehr froh, daß der Vater sie nicht fortjagte. Sie stand von der Erde auf, küßte dem Vater die Hand, und sprach: ich danke dir, lieber Vater, daß du mich nicht fortjagst und mir meine Kleiderchen nicht nimmst. Ich will dich immer lieb haben, ich will artig gegen dich seyn, ich will dir immer folgen.

Auch der Mutter küßte Babette die Hand und sprach: ich danke dir, liebe Mutter, daß du den Vater gebeten hast, mich nicht fortzujagen. Du wirst sehen, daß ich immer recht artig gegen den Vater seyn werde.

Das mußt du auch seyn, sagte die Mutter. Du hast einen so guten, lieben Vater; du mußt also ihn recht lieb haben, alles gleich thun, was er will, und immer ein recht gutes Kind seyn. Dann wird dich der Vater auch gern haben und dir Gutes thun.

Babette wurde nun wirklich eine artige, folgsame Tochter. Was der Vater wollte, das that sie sogleich. Sie kam oft zu ihm, und streichelte und küßte ihn. Sie sang ihm vor, sie sagte ihm Verschen auf, sie brachte ihm Hut und Stock, wenn er ausgehen wollte, sie war nun überhaupt sehr gefällig und artig.

Das freute dem Vater und der Mutter, und sie hatten Babetten recht lieb. Der Vater nahm ihr die Kleider niemals weg, und jagte sie nicht fort; denn sie war nicht mehr eine schlimme, sondern eine gute Babette.

23.

Alexander.

Alexander aß gern süße Sachen. Immer bat er die Mutter: liebe Mutter, gieb mir Zwieback und Biscuit!

Wenn die Mutter sagte: liebes Kind, süße Sachen sind dir nicht gesund, so fing er an zu weinen, und schrie: ich will aber Zwieback und Biscuit!

Du wirst krank werden, wenn du viel süße Sachen issest, sagte die Mutter.

Aber Alexander weinte fort, bis die Mutter böse wurde und ihn in den Winkel setzte.

Einmal war Alexander bey seiner Tante. Liebe Tante, sagte er, gieb mir Zwieback und Biscuit! ich esse Zwieback und Biscuit sehr gern.

Die Tante ging nun an einen Schrank, machte den Schrank auf, nahm ein Papier heraus, wikkelte das Papier auf, und gab dem Alexander ein Stückchen Biscuit.

Dem Alexander schmeckte der Biscuit sehr gut. Er hatte ihn bald aufgegessen. Ich bitte noch mehr, liebe Tante! sprach er, und die Tante gab ihm noch Ein Stückchen Biscuit. Auch das war bald weggegessen, und Alexander bat noch um Eines.

Die Tante wollte ihm nichts mehr geben. Da wurde Alexander unartig, und fing an zu weinen. Nun gab ihm die Tante noch zwey große Stücke Biscuit. Er aß sie schnell auf, wie wenn es Brot gewesen wäre.

Aber nun fing es Alexandern an übel zu werden. Es that ihm auf einmal der Bauch weh. Er ging nach Hause. Die Mutter sah ihn an, und sagte: was fehlt dir, Alexander? du siehst ja ganz blaß im Gesichte aus? Es muß dir nicht wohl seyn.

Ach, liebe Mutter, sprach Alexander, es ist mir gar nicht wohl; es thut mir in dem Leibe sehr weh! Ich habe zu viel Biscuit gegessen.

Alexander mußte sich bald darauf erbrechen. Es war ihm, wie wenn er hätte sterben sollen. Er fing an zu weinen, und sagte: Ach, liebe Mutter, ich bin krank, sehr krank! ach, ich muß vielleicht sterben! o weh! o weh!

Siehst du, mein Sohn, sprach die Mutter, warum hast du so viel Biscuit gegessen! Ich hab' es dir gesagt, daß dies nicht gesund ist, und daß man davon krank wird!

Ach, hätt' ich doch keinen Biscuit gegessen, jammerte Alexander. Jetzt bin ich krank, und muß vielleicht sterben.

Die Mutter machte schnell das Bett. Alexander mußte sich hineinlegen und sich gut zudecken. Die Mutter kochte ihm einen Thee. Den mußte er trinken. Bald darauf schlief Alexander ein. Als er wieder aufwachte, war es ihm besser.

Alexander starb nicht. Aber drey Tage lang war er krank, und mußte im Bette liegen. Das alles kam daher, weil er zu viel Biscuit gegessen hatte.

Von nun an wollte Alexander weder Zwieback noch Biscuit mehr essen. Wenn man ihn fragte: willst du Zwieback und Biscuit? so schrie er: nein, nein! ich will nichts davon! ich will nicht wieder krank werden! ich will gesund bleiben! ich will lieber ein Stück Brot! Brot ist gesund; von dem Brot wird man nicht krank.

Weil nun Alexander nicht mehr süße Sachen, sondern lieber Brot aß: so wurde er nicht krank, sondern blieb gesund, und war ein starker, muntrer Knabe.

24.

Das Zuckermäulchen.

Wenn das kleine Dorchen das Schluchzen hatte: so nahm ihre Mutter gestoßenen Zucker, und gab ein Paar Löffelchen davon der Tochter zum Hinunterschlucken. Da verging das Schluchzen.

Dem kleinen Dorchen schmeckte der Zucker sehr gut, und sie kam oft zur Mutter gelaufen und sagte: liebe Mutter, ich bitte, gieb mir etwas Zucker!

Ey, du Zuckermäulchen! sprach die Mutter. Es ist ja nicht gesund, wenn man viel Zucker ißt. Man verdirbt davon seine Zähne.

Aber Dorchen war nun einmal ein kleines Zukkermäulchen, und ließ der Mutter keine Ruhe, bis sie ihr ein Stückchen Zucker gab.

Einmal ging Dorchen zu einem andern Mädchen, das Riekchen hieß. Sie wollte mit Riekchen spielen. Aber die arme Rieke war gar nicht wohl. Sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden, und weinte und jammerte: ach! ach! das thut entsetzlich weh!

Du armes, armes Riekchen! sagte Dorchen; was fehlt dir? wo thut es dir weh?

Ach, die Zähne, die Zähne thun mir entsetzlich weh! sprach Riekchen. Ich habe viel Zucker gegessen, da sind meine Zähne schwarz geworden; sie sind verdorben, und thun mir jetzt schrecklich weh. Ach, wenn ich doch gar keinen Zucker gegessen hätte!

Bald kam ein Zahnarzt. Er nahm eine kleine Zange aus seiner Tasche, und that die Zange in

Riekchens Mund, ergriff damit den Zahn, der ihr am meisten weh that, und riß den Zahn aus. Das that sehr weh, und Riekchen schrie so entsetzlich, daß Dorchen darüber in Angst gerieth, und am ganzen Körper zitterte.

Dorchen sah nun auch die schwarzen Zähne in Riekchens Munde. Sie sahen häßlich aus.

Als der Zahnarzt fortging, sagte er: Riekchen darf keinen Zucker mehr essen, sonst werden ihr die Zähne noch mehr schwarz werden und noch ärger weh thun.

Dorchen ging nun nach Hause zu ihrer Mutter, und erzählte ihr alles, was sie gesehen hatte. Ach, sagte sie, das arme Riekchen hat große Schmerzen ausgestanden. Ihre Zähne sind schwarz, und thun ihr sehr weh. Ein Mann hat ihr mit einer Zange einen Zahn herausgerissen, und darüber hat sie entsetzlich geschrieen, das arme, arme Riekchen!

Und wovon sind wohl ihre Zähne schwarz geworden? fragte die Mutter.

Vom Zucker, sagte Dorchen. Riekchen hat zu viel Zucker gegessen. Davon sind ihre Zähne schwarz und thun ihr weh.

Die Mutter ging nun an den Schrank, und nahm etwas aus dem Schranke heraus. Dorchen, sagte sie, hier ist ein großes Stück Zucker; nimm hin und iß!

Aber Dorchen wollte das Stück Zucker durchaus nicht nehmen. Nein, nein! rief sie. Ich mag keinen Zucker! Ich will, daß meine Zähne schön weiß bleiben, und mir nicht wehe thun! Darum mag ich keinen Zucker mehr essen.

Die Mutter ging nun wieder an den Schrank zurück, und legte das Stück Zucker hinein.

Dorchen bat nun die Mutter nicht mehr um Zucker. Ihre Zähne blieben hübsch weiß und rein.

25.

Dorchen.

(Beschluß.)

Alle Tage wurde dem kleinen Dorchen von der Mutter mehrmals der Mund ausgewaschen. Das war dem Dorchen nicht lieb. Sie weinte und sagte: ich mag das Mundauswaschen nicht leiden.

Gut, sagte die Mutter, so will ich dich in Ruhe lassen, und dir den Mund nicht mehr auswaschen. Aber dann werden deine Zähne unrein, sie werden gelb und schwarz werden, und dir wehe thun!

Als das Dorchen hörte, wurde sie still, und weinte nicht mehr. Liebe Mutter, sprach sie, wasche mir nur wieder den Mund aus, denn ich will nicht,

daß meine Zähne unrein, gelb und schwarz werden sollen.

Die Mutter wusch ihr nun den Mund alle Tage aus, und Dorchen sagte dagegen kein Wort, und weinte nicht mehr, wenn ihr der Mund ausgewaschen wurde, sondern war dabey immer freundlich und lustig.

Einmal hatte Dorchen warme Suppe gegessen. Mutter, sprach sie gleich darauf, ich bitte, gieb mir Wasser zu trinken.

Aber die Mutter sagte: du mußt noch etwas warten; jetzt bekommst du noch nicht zu trinken.

Ich bin durstig, sprach Dorchen, ich will gleich Wasser haben!

Gut, sagte die Mutter, ich will dir gleich Wasser geben. Aber wenn man etwas Warmes gegessen hat, und man trinkt sogleich kaltes Wasser darauf, so verdirbt man dadurch seine Zähne, und diese thun dann weh. Man muß dann oft den

Zahnarzt kommen und sie von ihm ausreißen lassen. — Hier ist Wasser, meine Tochter! trink zu!

Aber Dorchen trank nicht. Nein, nein, liebe Mutter! sprach sie. Es ist nicht gesund, auf das Warme sogleich zu trinken. Ich will kein Zahnweh haben, und mir meine Zähne nicht ausreißen lassen. Gern will ich mit dem Trinken noch warten.

Das ist brav, meine Tochter! sagte die Mutter. Hier ist ein Schnittchen Brot; iß es; denn es ist gut, wenn man, ehe man trinkt, ein Stückchen Brot ißt.

Dorchen aß nun das Schnittchen Brot, und trank etwas später Wasser.

Dorchen behielt immer reine und gesunde Zähne; sie blieben immer hübsch weiß, und thaten ihr niemals weh.

26.

Philipp.

Lieber Vater, sprach Philipp, ich bitte recht schön, gieb mir ein Buch, worin Bilder sind. Bilder seh ich sehr gern an!

Der Vater ging an einen Schrank, machte ihn auf, und nahm ein schönes Bilderbuch heraus.

Mit dem Bilderbuche ging nun der Vater zu dem Philipp, und sagte, hier bringe ich dir ein Bilderbuch; du kannst es ansehen; aber beschmutzen und zerreißen darfst du es nicht.

Philipp nahm das Buch und schlug es auf. Ach, welche schöne, allerliebste Bilder fand er darin!

Vater! Vater! rief Philipp aus, sieh nur her, hier sind viele schöne Blumen!

Das seh ich, sagte der Vater, aber kennst du wohl auch die Blumen, die hier abgemahlt sind?

Das ist eine rothe Rose, sprach Philipp. Aber es giebt auch weiße, gelbe und schwarze Rosen. Die Rosen riechen gut. — Das ist eine schöne Hyacinthe. — Das hier ist eine Levkoje. — Das da ist Rosmarin.

Philipp sah die Blumen recht an. Dann suchte er andere Bilder auf. Sieh, Vater, sieh! sprach er. Hier sind Thiere!

Kennst du auch diese Thiere? fragte der Vater den kleinen Sohn. Wie heißt das Thier mit den zwey Höckern auf dem Rücken?

K a m e e l! sagte Philipp. Es kann sehr schnell laufen. — Das große Thier da ist ein E l e p h a n t.

Sieh

Sieh nur den Elephanten recht an; sprach der Vater, aus seinem Munde ragen zwey große Zähne heraus. Aus diesen Zähnen macht man Elfenbein. Betrachte auch den langen Rüssel des Elephanten; ganz unten an diesem Rüssel ist ein Fingerchen. Mit dem Rüssel zerbricht der Elephant selbst große Bäume. Mit dem Rüssel kann er Menschen in die Höhe heben. Mit dem Rüssel bringt er das Futter in den Mund. Mit dem Rüssel schlägt er um sich, wenn man ihn neckt und ärgert. Der Elephant ist ein sanftes, gutes Thier. Aber wenn man ihn neckt, so wird er böse, und man kann dann leicht von ihm todt geschlagen werden.

Philipp nannte noch mehrere Thiere, die im Buche abgebildet waren. Hier ist ein Pferd, sagte, er; hier ein Ziegenbock; hier ein Schaf; hier ein Schwein; hier ein Bär; hier ein Wolf; hier ein Hund; hier eine Katze; hier ein Fuchs.

Als Philipp die Thiere ansah, wurde angeklopft. Philipp sagte: herein! und wer trat nun in das Zimmer? — Der kleine lustige Adam war es.

Guten Tag! guten Tag, mein lieber Philipp! sagte Adam.

Philipp lief ihm entgegen, und rief: willkommen, Adam, willkommen!

Der Vater ging in ein anderes Zimmer, und sprach zu Philipp und Adam: Sehet mit einander die Bilder an, aber beschmutzet und zerreißet mir das Buch nicht.

Adieu, lieber Vater! sagte Philipp, wir wollen das Buch nicht beschmutzen und nicht zerreißen. — Die beyden Knaben blieben nun allein im Zimmer.

27.

Philipp und Adam.

(Beschluß.)

Philipp und Adam blätterten nun im Buche herum, und sahen die Bilder an, die darin waren. Die Bilder gefielen ihnen recht gut.

Wir wollen jetzt die Vögel ansehen, sagte Philipp.

Nein! rief Adam, zuerst sehen wir die Fische an!

Ich will aber erstlich die Vögel ansehen, rief Philipp!

Ich aber die Fische! sprach Adam.

Das Buch gehört nicht dir, sagte Philipp; gieb es gleich her!

Dein Vater hat gesagt, daß wir beyde die Bilder besehen sollen! sprach Adam, und wollte dem Philipp das Buch nicht geben.

Da wurden die zwey Knaben böse, und fingen an, sich zu zanken.

Philipp griff nach dem Buche; aber Adam wollte es nicht hergeben. Die Knaben rissen sich nun mit dem Buche herum, bis es ganz zerrissen war. Darüber erschrak Philipp, und fing an zu weinen.

Ach, was wird jetzt der Vater sagen! schluchzte Philipp. Er wird sehr böse darüber werden, daß wir das Buch zerrissen haben! Er hat zu uns gesagt: beschmutzt und zerreißet das Buch nicht, und doch haben wir es zerrissen!

Der Vater hörte seinen kleinen Sohn weinen, und kam in das Zimmer. Als Adam ihn erblickte,

schlich er sich schnell aus der Thüre hinaus, denn er fürchtete sich.

Was seh ich? sprach der Vater. Das schöne Buch, das ich euch zum Spielen gegeben habe, ist ja ganz zerrissen!

Philipp weinte. Ach, sagte er, ich habe mich mit Adam gezankt und herumgerissen, da ist das schöne Buch verdorben worden. Ich wollte es durchaus haben, und Adam wollte mir es nicht geben.

Da machte der Vater ein finstres Gesicht und sagte: das Buch kostet viel Geld, und ihr schlimmen Knaben habt es zerrissen. Das ist recht unartig und häßlich von euch! Jetzt bekommst du lange kein Buch von mir. Geh, ich bin böse auf dich.

Philipp weinte sehr. Es that ihm weh, daß der Vater auf ihn böse war. Er küßte ihm die

Hand und sagte: lieber Vater, sey mir wieder gut! ich werde nie wieder ein Buch zerreißen!

Der Vater aber ging aus dem Zimmer, und ließ den kleinen Philipp allein, und Philipp weinte bitterlich, darum, weil der Vater böse auf ihn war, und weil er lange kein Buch bekommen sollte, und die Bücher hatte Philipp doch so gern!

Philipp ging zur Mutter und weinte und sprach: ach, liebe Mutter, der Vater ist böse auf mich, weil ich mit dem Adam das schöne Bilderbuch zerrissen habe! Liebe Mutter, bitte den Vater, daß er nicht böse auf mich seyn soll.

Die Mutter aber sagte: Wie? das schöne Buch habt ihr zerrissen? Da muß der Vater wohl böse seyn.

Der Vater machte den ganzen Tag über ein finstres Gesicht. Das schmerzte den kleinen Philipp sehr. Lange bekam er kein Buch. Wenn er sagte: Vaterchen, sey so gut, und laß mich ein Buch durch-

blättern; so sprach der Vater: nein, dir geb' ich kein Buch in die Hände, denn du könntest mir es leicht wieder zerreißen.

Das dauerte nun sehr lange. Da aber Philipp immer sehr artig und folgsam war: so bekam ihn der Vater wieder lieb. Eines Tages rief ihn der Vater zu sich. Sieh, sagte er zu ihm, ich habe dir ein neues Bilderbuch gekauft. Aber beschmutze und zerreiße es nicht.

Philipp war voll Freude. Er klatschte in die Hände und rief: das ist schön! das ist allerliebst! ein neues, schönes, herrliches Buch!

Philipp nahm den Vater bey der rechten Hand und küßte sie. Ich danke dir, lieber Vater, sagte er, für das schöne Buch! Ich will es weder zerreißen, noch beschmutzen!

Philipp blätterte nun im Buche herum. Er fand darin viele, viele Bilder. Die machten ihm große Freude.

Philipp lief mit dem Buche zur Mutter und zeigte es ihr und sagte: ich habe doch einen sehr lieben, guten Vater! Er hat mir dieses schöne Bilderbuch geschenkt!

Die Mutter sah das Buch an, und sprach: das ist ja ein recht hübsches, allerliebstes Buch! das ist doch ein recht guter Vater, daß er dem Kinde ein so schönes Buch schenkt! den muß das Kind recht lieb haben, und alles thun, was er haben will.

Philipp blätterte nun im Buche herum und besah die Bilder. Immer hielt er das Buch rein. Er beschmutzte und zerriß nie wieder ein Buch.

28.

Philippine.

Philippine hatte eine recht gute Mutter. Sie kaufte ihr hübsche Schuhe und schöne Kleiderchen. Das machte der kleinen Philippine große Freude, denn sie hatte hübsche Schuhe und schöne Kleider sehr gern.

Aber Philippine schonte ihre Kleider nicht; sie beschmutzte und zerriß sie bald. Wenn die Mutter ihr des Morgens weiße Strümpfchen anzog, so waren sie gewöhnlich schon des Nachmittags schmutzig; denn Philippine kroch mit den reinen Strümpfen gern auf der Erde herum, und bald genug waren sie beschmutzt.

So machte es Philippine auch mit ihren hübschen Schuhen. Sie rieb sie so lange aneinander, bis sie abgeschabt und häßlich waren.

Auch mit ihren Kleiderchen trieb sie es so. Sie kroch damit auf der Erde herum, sie wälzte sich auf dem Boden hin und her, sie rieb sich in Winkeln herum, sie kroch hinter Kästen und Betten, und so kam es, daß ihre hübschen Kleidchen bald beschmutzt und zerrissen waren.

Die Mutter sagte wohl mehrmals zu Philippinen: meine Tochter, das ist nicht schön und nicht gut, daß du deine Schuhe, deine Strümpfe, und deine Kleidchen so schnell beschmutzest und verdirbst. Alles das kostet viel Geld. Kinder müssen ihre Kleider rein halten und nicht zerreißen.

Aber Philippine fuhr fort, ihre Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Da wurde die Mutter böse auf sie, und sagte: Philippine, du bist

ein unreinliches Mädchen! das ist häßlich! unreinliche Mädchen hat man nicht ein Bischen lieb!

Da schämte sich Philippine, und hatte nicht das Herz, der Mutter gerade in das Gesicht zu sehen.

Eine Zeit lang war nun Philippine ein reinliches Mädchen. Sie kroch nicht auf der Erde herum; sie wälzte sich nicht auf dem Fußboden hin und her; sie rieb sich nicht in den Winkeln herum; sie verkroch sich nicht hinter Kästen und Betten. Und weil sie dieses nicht that, so blieben ihre Schuhe ganz und ihre Strümpfe lange weiß; ihre Kleidchen zerrissen nicht und waren rein. Da sah nun Philippine recht nett und artig aus, man hatte sie lieb, und die Mutter nannte sie ihr reinliches Töchterchen.

Aber das dauerte nicht lange. Auf einmal wurde Philippine wieder ein unordentliches und unreinliches Mädchen. Die Mutter kaufte ihr

einmal hübsche rothe Schuhe, und zog ihr ganz weiße Strümpfchen und ein schönes weißes Röckchen an. Philippine sah darin sehr nett und hübsch aus.

Die Mutter ging in die Küche. Philippine blieb allein im Zimmer. Da fing sie an ihre Schuhe aneinander zu reiben und beschmutzte sie. Die Mutter hatte ihr einige Geldstücke gegeben, um damit zu spielen. Philippine warf das Geld unter das Bett. Nun kroch sie mit ihrem schönen weißen Kleidchen unter das Bett, um das Geld wieder hervor zu holen, und beschmutzte ihr Röckchen, ihre weißen Strümpfe und ihre rothen Schuhe.

Die Mutter kam wieder in das Zimmer, und sah, wie schmutzig sich Philippine gemacht hatte. Da wurde die Mutter unwillig und sprach: das ist zu arg! Philippine, du bist ein unreinliches Mädchen! du verdienst nicht, daß du ein ordentliches Kleid bekommst. Komm gleich her, damit

ich dir deine Schuhe, deine Strümpfe und dein Röckchen ausziehe.

Philippine fing an zu weinen, und bat: ach, liebe Mutter, ziehe mir mein Kleidchen und meine Strümpfe und Schuhe nicht aus! Ich will ein andermal ordentlicher und reinlicher seyn!

Aber es half kein Bitten und Jammern. Die Mutter zog Philippinen aus, und zog ihr nun zerrissene Strümpfchen, zerrissene Schuhe und ein zerrissenes Röckchen an. Da sah nun Philippine nicht hübsch aus.

Du verdienst keine bessern Kleider, sagte die Mutter: da magst du nun so zerrissen herumgehen. Alle Leute werden sagen: das ist ein recht unordentliches, schmutziges Mädchen!

Philippine war außer sich vor Schmerz. Sie weinte und jammerte. Aber das half nichts. Sie mußte die zerrissenen Strümpfe, die zerrissenen Schuhe und das zerrissene Röckchen anbehalten.

Wenn jemand in das Zimmer kam, so lief sie davon und versteckte sich, damit man sie nur nicht in dem zerrissenen Anzuge sehen sollte. Sie schämte sich sehr. Aber warum war sie so unordentlich und unreinlich!

Drey Tage nach einander mußte Philippine die zerrissenen Strümpfchen, die zerrissenen Schuhe und das zerrissene Röckchen anziehen. Sie weinte darüber bitterlich an jedem Tage.

Am vierten Tage gab ihr die Mutter wieder andere Kleider, und sagte zu ihr: Philippine, sey von nun an ein reinliches Mädchen, und beschmutze und verdirb mir die Kleider nicht so schnell, sonst mußt du immer in zerrissenen Kleiderchen herum laufen! Die guten, schönen Kleidchen will ich dann verkaufen oder verschenken.

Philippine küßte der Mutter die Hand und sprach: liebe Mutter, ich will nun gewiß ordentlicher und reinlicher seyn! du sollst es sehen!

Wirklich war auch Philippine von nun an ein ordentliches und reinliches Mädchen. Sie kroch und wälzte sich nicht mehr auf der Erde herum, und ihre Schuhe, Strümpfe und Kleider hielt sie immer reinlich und nett. Das gefiel der Mutter, und sie hatte Philippinen noch einmal so lieb als sonst.

29.

Carl und die Biene.

Carl tummelte sich gern auf der Wiese herum; er pflückte hier Blumen, machte Kränze daraus, und brachte sie dem Vater und der Mutter.

Einmal ging Carl mit dem Vater spazieren. Da sah er viele Bienen herum fliegen. Sind die Bienen gute Thierchen? fragte Carl.

Die Bienen, sprach der Vater, sind freylich gute Thierchen. Sie fliegen auf Wiesen und in Wäldern herum, saugen den süßen Saft aus vielerley Blumen, und machen daraus Honig.

Also kommt der Honig von den Bienen? fragte Carl.

Frey-

Freylich kommt der Honig von den Bienen, antwortete der Vater. Wie schmeckt denn wohl der Honig?

Recht süß, sprach Carl. Weil der Honig von den Bienen kommt, hab' ich die Bienen recht gern.

Es sind nützliche Thierchen, sagte der Vater. Aber viel spaßen darf man mit ihnen nicht. Sie haben einen feinen Stachel. Mit diesem stechen sie, wenn man sie nicht in Ruhe läßt. Läßt man sie aber ganz in Ruhe, so stechen sie auch nicht.

Einige Tage darauf ging Carl wieder auf die Wiese. Da sah er mehrere Bienen herumfliegen. Ich muß doch sehen, was die Bienen machen, sprach er.

Eine von den Bienen setzte sich auf eine gelbe Blume. Carl wollte die Biene fangen, um sie recht genau ansehen zu können. Er griff nach ihr. Da stach ihn die Biene mit ihrem Stachel in den

Finger. Das that sehr weh und Carl schrie laut: ach! ach!

Nun lief Carl zum Vater und klagte ihm, daß ihn eine Biene in den Finger gestochen habe, und daß ihm der Finger sehr wehe thue.

Zeig' her den Finger! sprach der Vater.

Carl zeigte dem Vater den Finger. Er war stark geschwollen und that sehr weh.

Der Vater nahm ein Stückchen Lehm, machte ihn naß, und legte ihn dann auf den geschwollenen Finger. Nun that dieser nicht mehr so weh.

Als Carls Finger wieder gut war, sprach er: ich mag die Bienen nicht leiden! es sind schlimme Thierchen! sie stechen, und das ist nichts Gutes!

Sie stechen nur dann, sagte der Vater, wenn man sie nicht in Ruhe läßt. Hättest du die Biene nicht gefangen: so wärest du auch von ihr nicht gestochen worden. Ein andermal laß du die Bienen in Ruhe, so werden sie dich auch in Ruhe lassen.

Carl nahm sich von nun an in Acht, eine Biene anzurühren. Als er sechs Jahre alt war, lernte er folgende kleine Erzählung auswendig:

Jüngst als Julchens kleine Hand
Sich ein Blumensträußchen band,
Stach ein Bienchen sie.
Ach, wie ich erschrocken bin!
Sprach sie, warf die Blumen hin,
Lief davon und schrie:
Bienchen, warum stichst du mich?
Fang ich dich, so tödt' ich dich!
Sieh, nun bist du mein!
Aber wie? ich räche mich? —
Thierchen, ich befreye dich!
Süßer ist verzeihn.

30.

Julchen.

Julchen, sagte die Großmutter zu der kleinen Julie, komm her zu mir, ich will dir etwas schenken.

Julchen lief nun schnell zur Großmutter hin, und sah sie sehr freundlich an.

Die Großmutter zog ein Tuch aus dem Strickbeutel hervor, und sagte: in diesem Tuche ist etwas für dich, mein liebes Julchen. Kannst du wohl errathen, was drin ist?

Ein Stück Zwieback? fragte Julie und lächelte.

Kein Zwieback! antwortete die Großmutter. Zwieback ist dir nicht gesund.

Ist vielleicht eine Semmel im Tuche? sprach Julchen.

Keine Semmel! antwortete die Großmutter. Ich sehe schon, du wirst es nicht errathen. Drum will ich dir es zeigen.

Die Großmutter wickelte nun das Tuch auseinander. Was sah nun Julchen? — Ein schönes, allerliebstes Fläschchen. Und soll das Fläschchen mir gehören? fragte Julie.

Das Fläschchen soll dir gehören, antwortete die Großmutter. Ich habe es für dich gekauft.

Julchen küßte der Großmutter die Hand und sprach: ich danke dir recht herzlich, liebe Großmutter für das schöne Geschenk. Schon lange habe ich mir ein solches Fläschchen gewünscht.

Du mußt nur Acht geben, sagte die Großmutter, daß es dir nicht zerbricht. Es ist von Glas, und nichts bricht leichter als Glas.

Julchen zeigte nun dem Vater und der Mutter das schöne niedliche Fläschchen. Auch andern Kindern zeigte sie es, und hatte darüber eine große Freude.

Oft kam Julchen zur Mutter, und sagte: liebe Mutter, ich bin durstig; sey so gut, und gieb mir Wasser. Aber gieß mir das Wasser in das Fläschchen. Wenn ich es aus meinem Fläschchen trinke, so schmeckt es mir noch einmal so gut!

Auch die Milch, welche Julchen zum Frühstück bekam, ließ sie sich in ihr Fläschchen gießen und trank sie aus dem Fläschchen.

Wenn fremde Leute zum Vater und zur Mutter kamen, lief Julchen ihnen mit ihrem Fläschchen entgegen und sagte: sieh, sieh, was ich für ein schönes Fläschchen habe; das hat mir die Großmutter geschenkt.

Das dauerte nun eine ganze Woche lang. Julchen spielte fast immer mit ihrem Fläschchen. Der

Vater und die Mutter sagten mehrmals zu ihr: Julchen! Julchen! du spielst zu viel mit dem Fläschchen; es wird dir einmal aus den Händen fallen und zerbrechen!

Aber Julchen sprach: nein, nein, es soll mir nicht aus den Händen fallen! Ich will recht Acht geben!

Doch es geschah bald, was Vater und Mutter gesagt hatten. Das Fläschchen schlüpfte der kleinen Julie aus der Hand, fiel auf die Erde, und zerbrach in viele, viele Stückchen.

Ach, wie erschrak Julchen darüber! Sie fing bitterlich zu weinen an und schrie: ach, mein Fläschchen! mein schönes Fläschchen!

Auf ihr Geschrey kam die Mutter zu ihr gelaufen. Ach, mein Fläschchen! mein schönes Fläschchen! rief Julie ihr entgegen. Es ist mir aus den Händen gefallen! es ist zerbrochen, in viele Stückchen ist es zerbrochen!

Siehst du, Julchen! sprach die Mutter; so geht es, wenn man nicht folgt. Ich hab' es dir vorausgesagt, daß du dein Fläschchen zerbrechen werdest.

Julchen weinte und jammerte. Ach, nun hab' ich kein Fläschchen mehr! rief sie. Schade, schade um das schöne Fläschchen!

Aber das Weinen und Jammern half zu nichts. Das Fläschchen war einmal zerbrochen, und konnte nicht wieder ganz gemacht werden!

Julchen hatte nun kein Fläschchen mehr. Sie wußte nun, daß das Glas sehr leicht zerbreche, und spielte nicht mehr mit Dingen, die von Glas waren.

31.

Johann.

Der kleine Johann aß an dem Tische, an welchem Vater und Mutter aßen. Eine Zeit lang war er bey Tische recht artig. Er beschmutzte nicht das Vorhängetuch, er schmatzte nicht mit dem Munde, er aß recht schön und anständig.

Aber auf einmal fing Johann an, bey Tische unartig zu werden. Er hielt den Löffel mit beyden Händen, er vergoß oft die Suppe, er beschmutzte das Vorhängetuch, und schmatzte mit dem Munde wie ein gewisses Thierchen.

Vater und Mutter sagten zu Johann: ey, du kleiner Hans, sonst hast du hübsch anständig ge-

gessen, jezt aber issest du sehr unartig. Das ist nicht fein. Kinder, die man lieb haben soll, müssen anständig essen.

Johann schämte sich, und einige Tage hindurch aß er wieder ganz ordentlich. Aber dann fing er von neuem an, sich bey Tische unartig zu benehmen.

Wir können dich nicht bey Tische dulden, sagte jezt der Vater, nimm ihn Mutter und setze ihn in den Winkel.

Johann fing an zu weinen und zu schreyen. Aber das half nichts. Die Mutter nahm ihn aus seinem Stühlchen heraus, und sezte ihn in den Winkel. Hieher gehören die unartigen Kinder.

Eine Stunde lang mußte Johann im Winkel sitzen bleiben. Er weinte und jammerte sehr. Endlich erhielt er die Erlaubniß, aufzustehen. Er ging nun zum Vater und zur Mutter hin, küßte ihnen die Hand und sagte: ich will bey Tische nicht

mehr unartig seyn; ich will immer ordentlich und anständig essen.

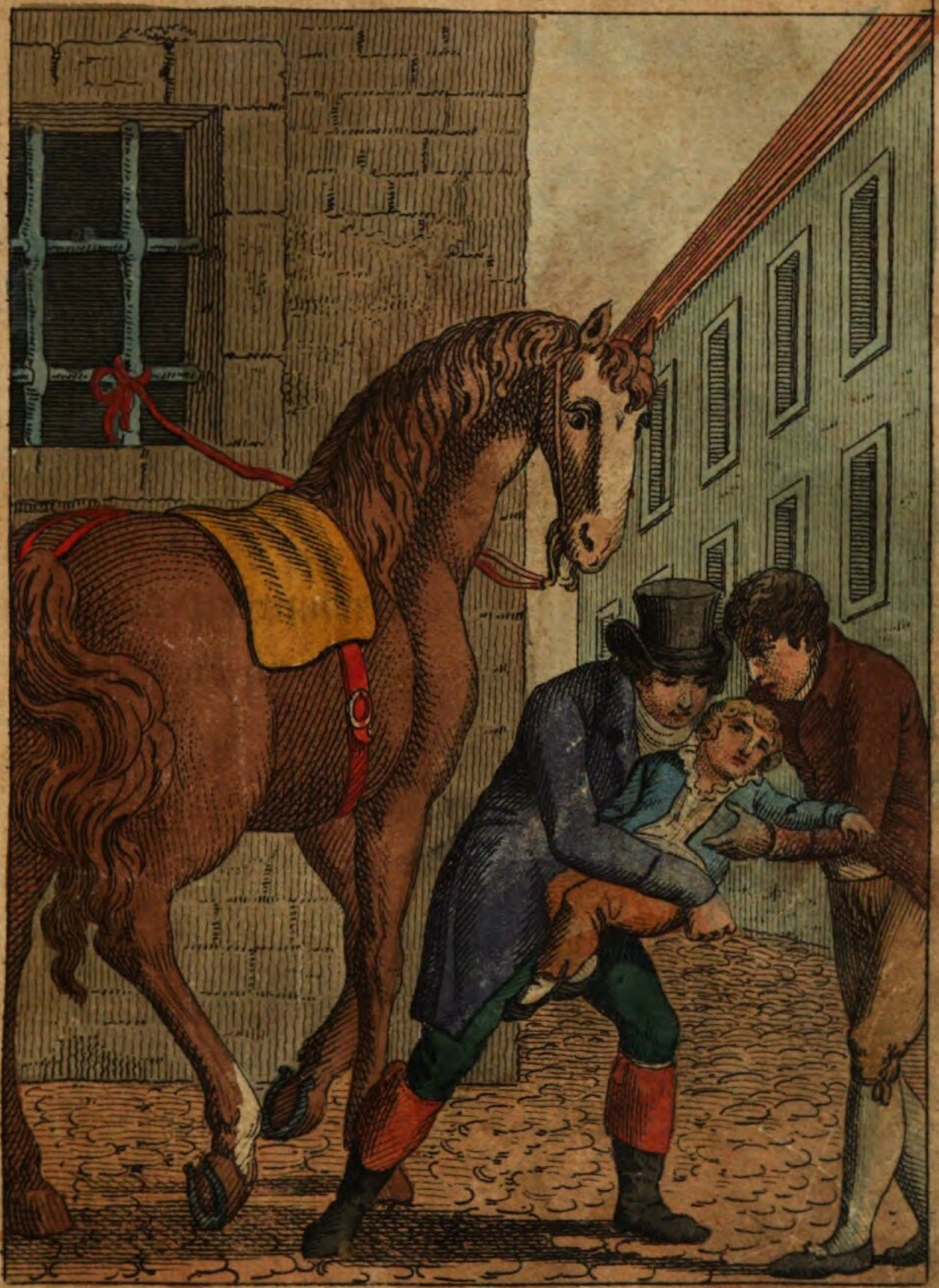
Johann hielt Wort. Er hielt nicht mehr mit beyden Händen den Löffel; er begoß nicht mehr das Vorhängetuch; er schmatzte nicht mehr mit dem Munde; er war recht ordentlich und artig bey Tische. Das machte dem Vater und der Mutter Freude, und Johann wurde nicht mehr von dem Tische fortgetragen und nicht mehr in den Winkel gesetzt.

32.

Fritz und das Pferd.

Der kleine Fritz war ein sehr muntrer, lustiger Knabe. Seine Kameraden nannten ihn im Scherz einen Spiranzel. Er sprang viel im Zimmer herum; bald kletterte er auf das Kanapee, vom Kanapee hüpfte er auf den Sessel, vom Sessel auf ein kleines Stühlchen, vom Stühlchen auf den Schämel, und so war er bald hier bald dort.

Die Pferde hatte Fritz außerordentlich lieb. Wenn er irgendwo eines sah, so blieb er bey demselben still stehen, streichelte und klopfte es, und sagte: o du mein liebes Pferdchen, du! Bisweilen



Fritz und das Pferd.

zupfte und neckte er die Pferde. Das war nicht gut.

Der Vater bemerkte es mehrmals, daß Fritz bey den Pferden stehen blieb und sie streichelte, klopfte und neckte. Das gefiel dem Vater nicht, und er sprach zu seinem kleinen Sohne: Fritz! Fritz! das ist nicht gut, daß du gern bey den Pferden stehen bleibst und sie streichelst und neckst! Die Pferde werden dadurch oft wild gemacht, und schlagen dann um sich, und können einem leicht den Kopf oder den Arm entzwey brechen. Laß du die Pferde in Ruhe. Pferde gehören bloß für große Leute; Kinder sollten ihnen niemals zu nahe treten.

Das hörte Fritz. Aber der leichtsinnige Knabe vergaß bald wieder, was der Vater ihm gesagt hatte.

Einmal ging Fritz auf die Gasse. Da sah er bey einem Hause ein großes schwarzes Pferd — einen Rappen.

Sogleich lief Fritz zu dem Rappen, streichelte ihn und sagte: o du mein liebes Pferdchen, du!

Der Rappe sah stolz den kleinen Fritz an und wieherte.

Fritz blieb bey dem schwarzen Pferde stehen, klopfte es mit der Hand, und fing an, es zu kitzeln und zu necken.

Da wurde der Rappe wild. Er bäumte sich mit den Vorderfüßen in die Höh und wieherte sehr laut.

Fritz wollte nun fortlaufen, aber das Pferd fing an, mit den Hinterfüßen auszuschlagen, und traf den Fritz an den rechten Arm, so, daß er gleich zu Boden fiel.

Fritz fing an, zu schreyen und zu jammern. Der Arm that ihm entsetzlich weh, denn er war ihm gebrochen.

Auf Fritzens Geschrey kamen viele Leute herbey gelaufen, und fragten ihn, was ihm begegnet sey, und was ihm fehle?

Ach, mein Arm! mein Arm! jammerte Fritz. Das Pferd hat mich getroffen! Der Arm thut mir entsetzlich weh! er muß gebrochen seyn!

Die Leute hoben nun den weinenden Fritz von der Erde auf, und trugen ihn zum Vater und zur Mutter.

Ach, wie erschrak die gute Mutter, als sie ihren Fritz erblickte! Er sah im Gesichte ganz blaß aus, und weinte bitterlich.

Die Leute erzählten, was dem Fritz geschehen sey. Siehst du, mein Sohn, sprach der Vater, wie übel es denen Kindern geht, die ihren Eltern nicht folgen. Ich habe dir gesagt, daß du den Pferden nicht zu nahe treten und sie in Ruhe lassen sollst. Du hast nicht gefolgt, nun mußt du große Schmerzen leiden!

Die Mutter fing an zu weinen. Ach, mein Friß! mein Friß! jammerte sie, was hast du gethan! Dein Arm ist vielleicht gebrochen! Du kannst uns sterben! dann hab' ich keinen Friß mehr! Ich arme, unglückliche Mutter!

Friß weinte laut, aber das Weinen half ihm zu nichts.

33.

Fritz ist krank.

(Fortsetzung.)

Der Schmerz, den Fritz in seinem Arme empfand, war sehr groß. Er schrie und jammerte so sehr, daß man ihn im ganzen Hause hören konnte.

Der Vater schickte nach einem Wundarzte, damit er den Arm des Fritz genauer untersuche.

Der Arzt kam, und untersuchte Fritzens Arm. Er schüttelte den Kopf und sprach: der Arm ist gebrochen!

Darüber erschrak die Mutter sehr. Ach, rief sie aus, du armer Fritz, dein Arm ist wirklich gebrochen! Ach, muß vielleicht der ganze Arm abgenommen werden?

Der Wundarzt sagte: das wird nicht nöthig seyn! Der Arm wird nicht abgenommen!

Das freute die Mutter sehr; auch der Vater und der Fritz freuten sich darüber, daß der Arm nicht ganz abgeschnitten werden müsse.

Der Arzt legte nun Einiges auf Fritzens gebrochenen Arm auf, und damit er den Arm nicht hin und her bewege, sondern fein ruhig halte, nahm der Wundarzt ein etwas langes Stück Holz, und band den Arm an das Holz.

Jetzt mußte sich Fritz in das Bett legen. Er war nun krank, und durfte nicht herumgehen. Immer, immer mußte er im Bette liegen. Auch nicht einmal im Zimmer durfte er herumspazieren.

Ach, wie lang wurde dem Fritz die Zeit im Bette! Er wäre gern herumgehüpft; er hätte sich gern im Hofe und auf der Gasse umgesehen; er wäre gern zu seinen Kameraden gegangen. Aber der Wundarzt erlaubte das nicht. Fritz muß immer

im Bette bleiben, sprach er, und sich hübsch ruhig und warm halten.

Der arme Fritz! die Zeit wurde ihm entsetzlich lang. Dabey mußte er bisweilen so große Schmerzen leiden, daß er oft laut aufschrie.

Da kam nun Fritzens Schwester, Luise, recht fleißig zu ihm. Sie setzte sich an sein Bett und sprach: armer Bruder Fritz, thut dir der Arm noch immer weh? Du armer, armer Fritz! Aber habe nur Geduld; es wird schon wieder gut werden. Wenn dein Arm geheilt ist, darfst du wieder im Zimmer, im Hofe und auf der Gasse herumgehen.

Oft sagte die gute Schwester Luise zu dem kranken Fritz: liebes Brüderchen, was wünschest du zu haben? Ich will es dir holen. Willst du Wasser, oder Brot, oder Semmel?

Luise brachte dann dem Bruder Fritz bald Brot, bald Semmel, bald Wasser. Bisweilen kam sie

auch mit einem schönen Bilderbuche zum Bette, zeigte Fritzen Bilder und las ihm hübsche Geschichten vor.

Das freute den kranken Fritz gar sehr, und er sagte oft: Luise, du bist ein braves Mädchen! du bist eine liebe, gute Schwester! Ich danke dir für alles, was du an mir thust.

Ich thue es herzlich gern, sprach Luise, und streichelte Fritzens Gesicht recht sanft. Wenn dein Arm nur bald geheilt seyn möchte! Ach, wie werde ich mich freuen, wenn du wieder ganz gesund bist!

Endlich war Fritzens Arm ganz geheilt, und der Wundarzt erlaubte ihm, das Bett zu verlassen, und im Zimmer herumzugehen.

Da gab's Freude über Freude. Fritz stand sogleich auf und spazierte in der Stube herum. Nach zwey Tagen durfte er auch in den Garten gehen. Und nun war Fritz wieder ganz gesund.

34.

Der dankbare Fritz.

(Beschluß.)

Fritz ging in den Garten, und sah nach, was seine Blumen machten. Die Blumen blühten schön; denn während Fritz krank war, hatte die gute Schwester Luise sie fleißig begossen, und das Unkraut, das um die Blumen herum wuchs, sorgfältig ausgerissen.

Fritz pflückte mehrere Blumen, und ging damit zum Vater und zur Mutter und reichte ihnen die Blumen. Lieber Vater, sprach er, ich danke dir, daß du mir während meiner Krankheit so viel

Gutes gethan hast. Das sagte er auch der Mutter. Er fiel beyden um den Hals, küßte ihre Hände und sprach: ich will nun immer gehorsam und gut seyn!

Dann holte Fritz auch einige Blumen für die Schwester Luise, reichte sie ihr und sprach: nimm diese Blumen von mir, meine liebe Luise. Als ich krank war, bist du oft zu mir gekommen, hast mich gestreichelt und getröstet, hast mir Wasser, Brot und Semmel gebracht, hast mir Bilder gezeigt und Geschichten vorgelesen. Ich danke dir recht sehr dafür. Du bist eine liebe, herzlich gute Schwester. O wie lieb, wie lieb hab ich dich!

Die Schwester Luise nahm die Blumen und sagte: ich danke dir für die schönen Blumen! Auch ich habe dich recht lieb. Bleibe jetzt nur immer recht gesund, und gehe nicht mehr den Pferden zu nahe.

Fritz war von nun an ein guter Knabe. Er folgte dem Vater und der Mutter; er ließ die Pferde in Ruhe, führte sich brav auf, und jedermann hatte ihn recht lieb.

Als Fritz groß gewachsen war, sagte eines Tages der Vater zu ihm: Fritz, komm in den Hof; ich will dir dort was zeigen.

Fritz ging mit dem Vater in den Hof. — Was sah er dort? — Ein schönes kleines weißes Pferd — einen Schimmel.

Ey, das ist ein nettes, muntres Schimmelchen! rief Fritz aus. Wem gehört das Pferdchen?

Fritz, sagte der Vater, du bist jetzt schon groß und bist brav; das Schimmelchen soll dir gehören. Ich schenk' es dir.

Darüber hatte Fritz eine außerordentliche Freude. Er küßte dem Vater, und dankte ihm auf das herzlichste für das geschenkte Pferdchen.

Fritz ritt nun alle Tage auf dem Schimmelchen herum. Er kaufte sich auch eine kleine blaue Kutsche. Vor diese Kutsche spannte er sein muntres Pferd und fuhr dann herum.

Luise, sagte einmal der Bruder Fritz, wenn ich ausfahre, sollst du immer mit fahren. Du bist eine so liebe, gute Schwester. Als ich krank war, hast du mir viel Gutes gethan; dafür möcht' ich dir gern bisweilen eine Freude machen.

Luise setzte sich bald darauf in die kleine blaue Kutsche, und fuhr mit dem Bruder weit, weit weg. Sie kamen in einen Wald. Hier stiegen sie bey einem Hause aus der Kutsche, und gingen nun spazieren. Sie sahen viele, viele Bäume. Auch sahen sie viele Kühe, die unter den Bäumen herumgingen und Gras fraßen. Jede Kuh hatte an dem Halse eine Glocke hängen. Mit den Glokken läuteten die Kühe. Das gefiel Luisen, und sie hörte lange dem Geläute zu.

Auf einmal erblickte Luise einen rothen Fleck auf der Erde unter den Bäumen. Was ist das? fragte sie den Bruder.

Das werden wohl Erdbeeren seyn, antwortete Fritz. Komm, wir wollen hingehen und uns welche pflücken.

Fritz und Luise gingen nun nach dem rothen Flecke hin, und fanden da wirklich viele, viele Erdbeeren. Sie pflückten viele, und trugen sie dann in das nahe Haus. Hier ließen sie sich von einer Frau eine Schüssel geben. In die Schüssel thaten sie die Erdbeeren. Fritz griff in die Tasche und zog aus derselben Zucker hervor. Er wurde klein gestoßen, und dann auf die schönen rothen Erdbeeren gestreut. Die Frau hatte so eben eine Kuh gemolken. Fritz sagte ihr, daß sie die gemolkene Milch herbeybringen möchte. Das that die Frau. Sie brachte einen Topf voll Milch. Die

Milch wurde nun auf die gezuckerten Erdbeeren in der Schüssel gegossen, und von Fritz und Luisen gegessen. Sie schmeckte sehr gut.

Als die Milch gegessen war, spazierte Fritz mit der Schwester noch eine Stunde lang im Walde herum. Sie sahen viele Vögel, und freuten sich über ihren schönen Gesang. Dann stiegen sie in die kleine blaue Kutsche, und fuhren nach Hause.

Als sie an dem Hause angekommen waren, gab Luise dem muntern Schimmelchen ein Stück Brot; es schmeckte ihm sehr gut. Fritz aber spannte das Pferdchen aus, führte es in den Stall, und gab ihm dort Heu und Hafer zu fressen und Wasser zu trinken.

Luise ging nun zur Mutter, und erzählte ihr, was sie alles im Walde gesehen, und wie gut ihr die Milch mit den gezuckerten Erdbeeren geschmeckt

habe. Sie reichte nun der Mutter Erdbeeren, die sie für sie mitgebracht hatte.

Noch recht oft fuhr Luise mit dem Bruder Fritz aus. Er hatte die gute Schwester immer recht lieb, und machte ihr viel Freude.

35.

Das Pferd.

Das Pferd ist ein schönes und zugleich ein recht nützliches Thier. Man kann es an Kutschen und Wagen anspannen und damit herumfahren. Auch legt man bisweilen dem Pferde schwere Säcke und andere Dinge auf den Rücken, und läßt sie von demselben forttragen. Herumreiten kann man auf dem Pferde auch. Die Pferde, die man zum Herumreiten gebraucht, nennt man Reitpferde.

Die schwarzen Pferde nennt man Rappen, die weißen Pferde Schimmel, die rothen Füchse. Wie sieht ein Rappe, wie ein Fuchs, wie ein Schimmel aus? Wie nennt man ein

rothes Pferd? wie nennt man ein schwarzes Pferd? wie nennt man endlich ein weißes Pferd?

Was giebt man den Pferden zu fressen? — Man giebt ihnen zu fressen Gras, Heu, Klee, geschnittenes Stroh oder Häckerling, und Hafer.

Aber auch Brot und Semmel schmecken dem Pferde gut.

Was giebt man den Pferden zu saufen? — Man giebt den Pferden Wasser zu saufen. Aber auch Wein und Branntwein schmeckt ihnen gut. Sie werden munter und lustig davon; aber gesund ist ihnen weder Wein noch Branntwein.

Manche Pferde sind wild und schlagen mit den Füßen aus, wenn man ihnen nahe kommt. Manche beißen auch. Man muß daher den Pferden nicht zu nahe treten, und sie nicht streicheln und necken. Kinder besonders müssen von den Pferden entfernt bleiben, und sie in Ruhe lassen.

36.

Der Hund.

Der Hund ist ein nützliches und treues Thier. Er liebt seinen Herrn sehr und geht ihm gerne nach. Er bewacht das Haus; er treibt die Schaafe und Kühe zusammen; er trägt bisweilen seinem Herrn Sachen in der Schnautze nach; lernt tanzen und Dinge holen, die man hinwirft; er kann gut schwimmen, und bisweilen spannt man ihn an kleine Wagen an, die er fortzieht.

Es giebt große und kleine, schwarze, rothe, weiße, braune und gefleckte Hunde. Sie bellen und häulen. Katzen können die Hunde nicht leiden; wenn ein Hund und eine Katze zusammenkommen:

so zanken und beißen sie sich fast immer. Den Haasen laufen die Hunde nach, und suchen sie zu fangen. Daher fürchten sich die Haasen vor den Hunden sehr.

Manche Hunde sind schlimm, und beißen gern. Kinder müssen daher sich vor den Hunden in Acht nehmen, und mit ihnen nicht viel spielen; sonst können sie von ihnen leicht gebissen werden.

Bisweilen geschieht es, daß ein Hund toll oder wüthend wird, und jeden beißt, der ihm nahe kommt. Dann ist es sehr gefährlich, bey ihm vorbeyzugehen. Denn wird man von ihm gebissen, so wird man auch wüthend, und muß unter großen Schmerzen sterben.

37.
Die Katze.

Die Katze ist ein schlaues, listiges Thier. Man muß ihr nicht viel trauen. Kinder sollten mit Katzen niemals spielen, denn sie werden von ihnen leicht gekratzt.

Einmal lag ein kleines Kind in einem Zimmer, wo auch eine Katze war. Die Mutter des Kindes, das in der Wiege lag, ging in den Hof, und das Kind war nun allein. — Da schlich die Katze sich an die Wiege hin, sprang auf das Kind, und zerkratzte ihm das Gesicht so sehr, daß Blut kam. Wäre die Mutter auf das Geschrey des Kindes nicht schnell in das Zimmer gekommen, so hätte

die Katze dem Kinde vielleicht auch die Augen ausgekratzt.

Die Mutter nahm nun einen Stock, und schlug damit die Katze tüchtig, jagte sie hinaus, und ließ sie nie wieder in das Zimmer.

Die Katzen stellen den Mäusen nach und machen sie todt. Aber auch den Vögeln schleichen sie nach und erwürgen sie. In die Speisekammern schleichen sie auch gern hin, und fressen dort, was sie finden, besonders Milch und Fleisch.

Es giebt schwarze, weiße, braune und gefleckte Katzen.

38.

Die Kuh.

Die Kuh ist ein sehr nützliches Hausthier. Wenn sie gemolken wird, giebt sie Milch. Die Milch schmeckt gut und ist gesund. Hat man Milch gegessen, so muß man nicht sogleich Wasser darauf trinken, sonst wird man leicht krank davon.

Aus der Milch der Kuh kann man Butter und Käse machen.

Das Fleisch der Kuh kann man essen; aus ihrer Haut macht man Leder, aus ihren Hörnern aber Kämme und andere Sachen.

Die Kuh frißt Gras, Klee, Heu und Häcker-

ling. Je besseres Futter sie bekommt, um so mehr und bessere Milch giebt sie.

Manche Kühe haben sehr spitzige Hörner und sind wild. Man muß sich dann vor ihnen in Acht nehmen, denn sonst wird man leicht von ihnen gespießt.

Einmal spielte Anton auf der Wiese. Da kamen zwey Kühe daher gegangen. Anton ging ihnen entgegen. Er hatte ein Stöckchen in der Hand. Mit diesem Stöckchen focht er hin und her. Dadurch wurden die zwey Kühe wild gemacht, und kamen geradezu auf Anton gelaufen. Er wollte sie mit dem Stöckchen zurücktreiben. Aber die Kühe wurden dadurch noch wilder gemacht. Sie stürzten wild auf Anton, und eine davon nahm ihn mit einem ihrer spitzigen Hörner, und warf ihn in die Höh.

Anton fiel unsanft auf die Erde. Er schrie

und weinte, denn da, wo ihn die Kuh mit dem Horne gestoßen hatte, that es ihm sehr weh.

Mehrere Leute liefen herbey und trugen den weinenden Anton zu dem Vater und der Mutter. Er war lange krank.

So geht es, wenn man sich vor den Kühen nicht in Acht nimmt und sie wild macht.

39.

Das Schaaf.

Die kleine Marie hatte die Schäfchen sehr gern. Einmal ging sie mit dem Vater spazieren. Auf einmal rief sie freudig aus: sieh, sieh, Vater! da giebts viele, viele Schaafe!

Der Vater ging nun mit Marien zu den Schaafen, die auf einer Wiese herumgingen und Gras fraßen.

Unter den alten Schaafen waren auch viele kleine junge Schäfchen. Die sahen allerliebst aus, und waren recht munter und lustig. Ach, die artigen, lieben Thierchen! rief Marie aus, wie sie so munter und lustig herumhüpfen! Ach, wenn ich doch so ein artiges Schäfchen hätte!

Der Vater blieb mit Marien lange bey den Schaafen stehen, und sah ihnen zu, wie sie fraßen und munter herumsprangen. Dann spazierte er mit der Tochter noch weiter.

Das Schaaf ist ein sanftes und nützliches Thier, sprach der Vater zu Marien. Es thut niemanden etwas zu Leide. Aus der Milch, die es giebt, macht man schmackhafte Käse, und aus seiner Wolle verschiedene Zeuge und Tücher. Das Fell des Schaafes kann man auch benutzen; man macht feines Leder daraus. Soll das Schaaf nicht leicht krank werden, so muß man ihm kein nasses Futter geben; auch muß der Stall, in welchem man es hält, rein und trocken seyn.

Der Vater kehrte hierauf mit der Tochter nach Hause zurück, und Marie erzählte nun der Mutter, daß sie viele alte Schaafe, und viele kleine junge Schäfchen gesehen habe.

40.

Das Schäfchen.

(Beschluß.)

Einmal kam der Vater zu Marien und sprach zu ihr: komm nur in die Kammer, liebe Tochter, da sollst du etwas Schönes sehen.

Marie hüpfte vergnügt in die Kammer. Ach, was sah sie da! Ein schönes, allerliebstes Schäfchen!

Ach, ein Schäfchen! ein niedliches Schäfchen! rief Marie voll Freuden aus. Vaterchen, wem gehört es?

Töchterchen, sprach der Vater, es gehört dir! Weil du ein so sanftes gutes Mädchen bist, so hab'

ich für dich auch ein sanftes, gutes Thierchen gekauft. Ich schenke dir das Schäfchen.

O du liebes, gutes Vaterchen! rief Marie hüpfend aus, küßte den Vater und sagte: ich danke dir herzlich, recht herzlich für das niedliche, allerliebste Schäfchen!

Marie gab nun dem Schäfchen ein Stückchen Semmel zu fressen. Auch holte sie ihm frisches Gras und setzte ihm reines Wasser vor.

Dann rief Marie die Mutter und viele Kinder herbey, und zeigte ihnen ihr sanftes Schäfchen; und alle hatten ihre Freude an dem herzigen Thierchen.

Marie nannte ihr Schäfchen Lama, und war oft bey ihm. Sie fütterte es ordentlich. Wenn sie rief: Lama, komm zu mir! so kam das Schäfchen zu Marien gelaufen, und fraß aus ihrer Hand.

Das Schäfchen wuchs immer größer, und da es schon ein großes Schaaf war, gab es Milch, aus welcher Käse gemacht wurde. Marie hatte ihr Lama immer lieb, und weil Marie ein gutes Mädchen war, so waren ihr auch alle Menschen gut.

41.

Die leichtsinnige Nanette.

Die kleine Nanette hatte eine liebe, gute Mutter. Aber die Mutter war mit Nanetten nicht zufrieden.

Und warum war wohl die Mutter mit ihrer Tochter Nanette nicht zufrieden?

Nanette führte sich nicht verständig und gut auf. Wenn sie arbeiten sollte, spielte sie und sprang herum. Auf nichts gab sie recht Acht. Wenn ihr die Mutter beym Stricken sagte: das mußt du so machen, so sah Nanette anderswo hin, und daher wollte es auch mit ihren Arbeiten nicht recht fort.

Wenn Nanette im Zimmer herumsprang, so gab sie nicht Acht, und fiel oft auf die Erde.

Einmal ging die Mutter in die Küche, um ein Licht anzuzünden. Es war schon finster. Nanette, sprach sie, springe jetzt im Finstern nicht herum; du könntest sonst leicht stürzen und zu Schaden kommen.

Aber Nanette hüpfte doch im Finstern herum. Was geschah? Sie stolperte über ein kleines Stühlchen, und fiel mit ihrem Gesichte auf die spitzige Ecke eines Tisches. Die rechte Backe wurde dadurch so zerrissen, daß Blut kam.

Nanette machte nun ein jämmerliches Geschrey. Die Mutter kam schnell in das Zimmer gelaufen. Nanette bedeckte ihre rechte Wange mit beyden Händen und weinte.

Die Mutter besah die Backe, und sagte: du bist ein leichtsinniges und unfolgsames Kind, Nanette! Nun mußt du dafür Schmerzen leiden.

Nanette bat, die Mutter möchte nicht böse seyn. Aber die Mutter sagte: ich muß wohl auf

dich böse werden; du bist schlimm, und schlimme Kinder kann man nicht lieb haben.

Die Mutter nahm nun ein Pflaster, und legte das Pflaster auf Nanettens rechte Backe. Es that ihr lange weh, und sie mußte immer im Zimmer bleiben. Daran war niemand anders als Nanette selbst Schuld.

42.

Der brennende Kopf.

(Fortsetzung.)

Eine Zeitlang war Nanette artiger und verständiger. Aber auf einmal fing sie wieder an, leichtsinnig zu werden, und auf das, was sie that, nicht recht Acht zu geben.

Eines Tages kam Lorette zu Nanetten, und sagte: liebe Nani, komm heute Abends zu mir. Es werden dort mehrere Mädchen seyn. Wir wollen miteinander spielen und tanzen.

Da hüpfte Nanete zu ihrer Mutter und sprach: liebes Mutterchen, darf ich wohl heute Abends zu Loretten gehen? Willst du mir das erlauben?

Von Herzen gern, sagte die Mutter. Ich werde dich zu Loretten begleiten.

Voll Freuden sprang nun Nanette zu Loretten zurück und rief: ich darf heute Abends zu dir kommen, liebe Lorette! Die Mutter erlaubt's! Sie wird auch mitkommen. O wie lustig wollen wir heute seyn!

Es kam der Abend. Nun wollen wir bald zu Loretten gehen, sprach die Mutter; ich werde mich im andern Zimmer anziehen.

Nanette war schon angezogen. Sie hatte ein schönes rothes Kleid an. Auf dem Tische neben dem Kanapee stand das Licht. Nanette hatte keine Ruhe. Sie kletterte auf das Kanapee, und fing an, mit dem brennenden Lichte zu spielen. — Was geschah? Nanette war unvorsichtig, das Licht fiel um, fiel auf ihren Kopf, und ihre Haare fingen an zu brennen.

Da gerieth Nanette in die größte Angst. Sie schrie entsetzlich.

Die Mutter stürzte erschrocken in das Zimmer. Sie sah, wie der Kopf Nanettens brannte, und wußte nicht gleich, was sie machen sollte.

Es stand eine Flasche voll Wasser auf einem Kasten. Die Mutter ergriff schnell diese Flasche, und goß das Wasser daraus auf Nanettens brennenden Kopf.

Dadurch wurde die Flamme gelöscht. Die Haare brannten nicht mehr. Aber mehr als der halbe Kopf war abgebrannt.

Nanette sah nun sehr häßlich aus. Auch fühlte sie am Kopfe große Schmerzen. Zu Loretten konnte sie nicht gehen, und die ganze Nacht nicht schlafen. Ihr ganzer Kopf wurde mit Pflastern belegt.

Nanette mußte nun lange Zeit hindurch im Zimmer bleiben. Erst als ihr Kopf geheilt und

ihre Haare wieder gewachsen waren, konnte sie wieder aus dem Hause gehen.

So geht es, wenn Kinder mit dem Feuer und mit brennenden Lichtern gern spielen und dabey leichtsinnig sind.

43.

Der tiefe Bach.

(Beschluß.)

Einmal ging Nanette mit der Mutter spazieren. Sie kamen an einen ziemlich tiefen Bach. Ueber den Bach ging eine schmale Brücke.

Es gingen sehr viele Menschen über die schmale Brücke, und daher konnte die Mutter ihre Tochter nicht an der Hand führen.

Nanette, sprach die Mutter, gieb gut Acht, wohin du trittst. Siehe nicht leichtsinnig hin und her; denn wie leicht könntest du einen Fehltritt thun und in den Bach hinabstürzen!

Doch Nanette achtete nicht auf diese Worte ihrer guten Mutter. Sie schlenderte hin, ohne

um sich zu sehen. Die Brücke war schmal. Nanette ging zu nahe an dem Rande hin. Ihr rechter Fuß glitschte aus, und Nanette stürzte von der Brücke in den Bach hinab.

Das Wasser ging Nanetten bis an den Hals; bald stieg es ihr bis an das Kinn, und immer höher hinauf. Sie reckte die Arme in die Höh' und schrie jämmerlich. Ach! ach! Mutter! liebe Mutter! rief sie; ich ertrinke! ich ertrinke! Hülfe! Hülfe!

Die Mutter war vor Schrecken außer sich. Sie schlug die Hände zusammen und schrie: ach, Gott! ach, Gott! meine Tochter ertrinkt! wer rettet meine Nanette! ich arme, unglückliche Mutter!

Das Wasser ging nun Nanetten bis an den Mund; bald stieg es ihr bis an die Nase, und endlich war von ihrem Kopfe nur noch ein Büschel Haare zu sehen.

Ach, Gott! ach, Gott! jammerte die Mutter; nun geht Nanette unter; ich werde sie nicht wieder sehen!

Glücklicher Weise stand in einer Entfernung ein braver Mann. Als dieser das Jammergeschrey der Mutter hörte, und Nanetten erblickte, sprang er sogleich in den Kleidern in das Wasser. Er erreichte Nanetten, ergriff sie bey dem Büschel Haaren, das aus dem Wasser hervorragte, und zog sie in die Höh'.

Der brave Mann nahm Nanetten in seinen Arm, und trug sie aus dem Bache auf das Ufer. Voll Freude eilte die Mutter dahin, und dankte dem braven Manne, daß er ihr die Tochter aus dem Bache gezogen habe. Auch viele andere Leute dankten ihm dafür.

Dann ließ die Mutter Nanetten nach Hause tragen. Sie war ganz naß und zitterte am ganzen Körper. Man legte sie in ein warmes Bett, und ließ den Doctor holen.

Der Doctor sagte: Nanette muß nun immer im Bette bleiben, bis ich es ihr erlaube aufzustehen. Sie ist krank, sehr krank.

Nanette mußte nun Arzneyen einnehmen. Sie that das gern, denn sie wußte, daß man die Arzneyen ordentlich einnehmen müsse, wenn man gesund werden wolle.

Sehr lange mußte Nanette im Bette liegen. Als sie wieder gesund war, wurde sie ein artiges, verständiges und gutes Mädchen. Auch ging sie mit der Mutter zu dem braven Manne hin, der sie aus dem Bache gezogen hatte. Sie reichte ihm die Hand, und dankte ihm herzlich. Das that auch die Mutter.

Nanette war nun nicht mehr leichtsinnig. Die Mutter hatte sie jetzt recht lieb, und machte ihr gern eine Freude.

44.

Der folgsame Gustav.

Gustav war ein recht folgsamer Knabe. Was der Vater und die Mutter haben wollten, das that er herzlich gern.

Gustav, sagte einmal der Vater, du hast deine Spielsachen im Zimmer herumgestreut, suche sie schnell zusammen, und lege sie wieder in die Schachtel.

Gustav suchte nun schnell die Spielsachen zusammen, und legte sie in die Schachtel. Auch nicht Eine ließ er liegen. Als er sie alle in Ordnung gebracht hatte, lief er freudig zum Vater und sagte: ich bin nun fertig; ich habe alle Spielsachen in die Schachtel gethan!

Das ist schon recht, sagte der Vater, es freut mich, daß du ein folgsames Kind bist.

Ein andermal sah die Mutter, daß Gustav mit Kupfergeld spielte und es in den Mund nahm.

Lieber Gustav, sagte die Mutter, Kupfer muß man nicht in den Mund nehmen; das ist ungesund.

Als Gustav dieses hörte, nahm er sogleich das Kupfergeld aus dem Munde, und nie steckte er wieder etwas in den Mund, was von Kupfer war.

Ein andermal nahm Gustav ein Paar Silbergroschen in den Mund. Das sah der Vater und sprach zu ihm: das mußt du nie wieder thun, Gustav! Wie leicht kann dir ein Geldstückchen in den Hals fallen, und du daran ersticken!

Gustav nahm von nun an nie wieder Geld oder andere Dinge in den Mund.

Einmal spielte Gustav mit einer Scheere, die er von der Mutter Nähtischchen genommen hatte.

Die Mutter sah das, und sprach: mein Sohn, die Scheere ist scharf und spitzig, du kannst dich leicht schneiden oder stechen. Kinder sollten nie mit Scheeren spielen.

Von diesem Augenblicke an rührte Gustav keine Scheere an, bis er größer war.

Eines Tages spielte Gustav mit andern Knaben im Hofe, und war recht lustig. Da rief ihn der Vater, und sprach zu ihm: Mein Sohn, höre auf zu spielen, und gehe in den Garten und rufe mir die Mutter, die du dort finden wirst.

Gustav hätte freylich gern noch länger gespielt. Aber er wollte doch lieber dem Vater gehorchen, verließ den Hof und hüpfte in den Garten, um die Mutter zu rufen.

Einmal waren Vater und Mutter zu Gustavs Großmutter zu Tische eingeladen. Gustav wünschte mitgenommen zu werden, denn er war sehr gern bey der Großmutter. Aber der Vater sagte zu

ihm: mein Sohn, du hast den Schnupfen; die Luft ist heute rauh, und es ist daher das Beste, daß du zu Hause bleibst. Gustav wurde darüber nicht mißvergnügt und mürrisch, sondern folgte dem Vater ganz willig.

Und so war Gustav immer ein gehorsames, folgsames Kind. Vater und Mutter hatten an ihm ihre große Freude. Sie erwiesen ihm viel Gutes, und nannten ihn immer ihren guten, braven Sohn.

Amalie

45.

Amalie.

Amalie hatte sich einige Tage hindurch so gut aufgeführt, daß die Mutter ganz mit ihr zufrieden war.

Weil du dich so gut aufgeführt hast, sprach die Mutter zu Amalien, so will ich dich heute auf einen Spaziergang mitnehmen. Willst du mitkommen?

O liebe, gute Mutter, rief Amalie aus, wenn du mich mitnehmen willst, so wird es mir außerordentlich lieb seyn!

Hole also schnell dein Hütchen herbey! sprach die Mutter. Ich will unterdeß den Meinigen aufsetzen, dann gehen wir sogleich fort.

Amalie hüpfte in die Kammer, machte dort einen kleinen Schrank auf, und nahm aus demselben ihr schönes Strohhütchen, das ihr die Mutter vor einigen Tagen gekauft hatte.

Hier ist das Hütchen! rief Amalie aus, als sie in das Zimmer der Mutter trat; Mutterchen, sey so gut, und setze mir es auf!

Die Mutter setzte der kleinen Amalie das Strohhütchen auf, und sagte: nun wollen wir fortgehen, meine Tochter!

Amalie hüpfte in ein Nebenzimmer, in welchem der Vater an einem Pulte saß und schrieb.

Vaterchen! rief Amalie, ich gehe mit der Mutter spazieren. Leb wohl! bald sind wir wieder bey dir!

Amalie küßte dem Vater die Hand, eilte zu der Mutter zurück, und ging nun mit ihr fort.

Sie kamen bey einem Bäcker vorbey, der Brot, Semmel und Kuchen verkaufte.

Mutterchen, sprach Amalie, wollen wir bey dem Bäcker nichts kaufen?

Hier hast du Geld, sagte die Mutter. Geh' damit zum Bäcker, gieb ihm das Geld, und sage, er solle dir dafür Semmel geben.

Das that Amalie. Sie ging zum Bäcker, reichte ihm das Geld und sprach: Bäcker, gieb mir dafür Semmel!

Der Bäcker gab Amalien nun ein Paar Semmeln. Sie nahm sie, und eilte damit zu ihrer Mutter. Diese nahm die Semmel und that sie in ein kleines Tragkörbchen.

Bald waren Mutter und Tochter im Freyen. Ach, wie schön und herrlich sah es da aus! Da gab es grüne Bäume, auf welchen die Vögelchen zwitscherten; da gab es Wiesen, auf welchen schöne Blumen blühten; da gab es einen Bach, in welchem Fische herumschwammen; da gab es viele Leute, die herumspazierten.

Amalie war recht munter und vergnügt. Sie hüpfte an dem Bache herum und sah den Fischen zu, wie sie herumschwammen. Auch fand sie schöne blaue Blümchen am Bache. Es waren Vergißmeinnichtchen. Die pflückte sie, und sprang damit zur Mutter und sagte: da, liebe Mutter, bringe ich dir einige allerliebste Vergißmeinnichtchen!

Die Mutter dankte der kleinen Tochter für die blauen Blümchen, und setzte sich mit ihr unter einem Baume nieder. Es wurde das Körbchen geöffnet: die Mutter nahm die Semmel heraus, und gab davon ein Stück Amalien, die es sich wohl schmecken ließ. Auch die Mutter aß ein Stück. Ein Stück aber wurde in den Körbchen zurückgelegt.

Als Mutter und Tochter eine Stunde lang herumspaziert waren, kehrten sie wieder nach Hause zurück.

Auf dem Wege nach Hause erblickte Amalie in einiger Entfernung einen Mann mit einem großen Korbe.

Mutter, sprach Amalie, was mag wohl der Mann im Korbe haben? Das möcht' ich gern wissen.

Wir wollen, sagte die Mutter, zu dem Manne gehen, und ihn fragen, was er im Korbe hat.

Lieber Mann, sprach die Mutter, was habt ihr wohl im Korbe?

Madam, sagte der Mann, kommen Sie, und sehen Sie, was ich im Korbe habe.

Die Mutter ging nun mit Amalien ganz nahe zum Korbe, und war begierig, zu sehen, was darin sey.

Der Mann machte nun den Deckel vom Korbe auf. Ach, was sahen jetzt Mutter und Tochter! Viele, viele schöne Tauben; rothe Tauben,

blaue Tauben, bunte Tauben, braune Tauben, weiße Tauben, Tauben von vielerley Farben.

Ach, die schönen, herrlichen Thierchen! rief Amalie aus. O sie sind zum Küssen schön! Mutterchen, wollen wir ihnen nicht Semmelbröckelchen zu fressen geben?

Das wollen wir, sagte die Mutter, nahm das übrig gebliebene Stück Semmel aus dem Körbchen, zerbrach es in kleine Stückchen und warf diese den Tauben hin.

Die Tauben pickten nach den Semmelstückchen, und ließen sie sich wohl schmecken.

Amalie sah den niedlichen Thieren zu, wie sie pickten und fraßen, und hatten ihre Freude daran.

Ach, Mutter! rief mit einemmale Amalie, sieh nur, sieh dieses Täubchen hier! Es ist schneeweiß und hat ein hübsches Schüppchen auf dem Kopfe! So etwas Schönes hab' ich noch nicht

gesehen. Ach, wenn ich dieses Täubchen hätte, wie froh, wie glücklich wäre ich!

Das ist wirklich ein allerliebstes Thierchen! sprach die Mutter. — Amalie! du bist ein gutes, folgsames Töchterchen und führst dich brav auf. Weil du nun artig, gut und folgsam bist, so will ich dir dieses allerliebste Täubchen kaufen!

Wirklich? rief Amalie voll Freude aus, willst du mir das Täubchen wirklich kaufen? O du herzensgute, liebe Mutter!

Amalie küßte der Mutter die Hand. Die Mutter aber gab dem Manne Geld, und der Mann gab ihr dafür das Täubchen.

Mutter und Tochter gingen nun fort. Amalie war außer sich vor Freude.

46.

Amalie und das Täubchen.

(Fortsetzung.)

Als die Mutter mit Amalien zu Hause ankam, nahm Amalie das allerliebste weiße Täubchen unter ein Tuch, und ging damit zum Vater.

Vaterchen, sprach sie, hier bringe ich etwas Schönes. Weißt du wohl, was ich unter dem Tuche habe?

Der Vater lächelte. Nein, meine Tochter, sprach er, ich weiß nicht, was du unter dem Tuche hast. Ists vielleicht ein kleines Hündchen?

Nein, Vater! sagte Amalie freundlich, es ist kein Hündchen.

Du hast doch wohl nicht gar ein Kätzchen unter dem Tuche? sprach der Vater.

Auch kein Kätzchen! antwortete Amalie. Es ist etwas ganz anderes.

Amalie nahm nun das Tuch von dem Täubchen weg und sagte: sieh, Vater, ein schönes, allerliebstes Täubchen hab' ich hier. Es gehört mir. Die liebe Mutter hat es gekauft und mir geschenkt.

Ey, ey, ey! sprach der Vater, das ist doch eine gar liebe, gute Mutter! Nun pflege nur auch dein Täubchen recht gut, halte es reinlich, und gieb ihm ordentlich zu fressen und zu saufen. Es frißt Waitzen, Erbsen, Gerste, auch Brot und Semmel, und trinkt Wasser; das Wasser aber muß klar und rein seyn.

Bald kam auch der Bruder August nach Hause. Dem zeigte Amalie das Täubchen auch, und auch August hatte über das Thierchen eine große, große Freude. Er streichelte und küßte es,

und sagte: so ein schönes, herrliches Täubchen habe ich noch nicht gesehen! Was für einen Namen willst du ihm geben?

Es soll Blanka heißen, antwortete Amalie; gefällt dir der Name?

Der Name Blanka gefällt mir recht wohl, sprach Bruder August. O du liebe, sanfte Blanka!

August holte nun ein großes Vogelhaus herbey, reinigte es, und that die muntre Blanka hinein. Es wurde ihr Waitzen hineingestreut, und Blanka pickte die Waitzenkörner weg. Auch that August ein Töpfchen voll reinen, frischen Wassers in das Vogelhaus, und Blanka kam schnell zum Töpfchen und trank daraus.

Amalie rief viele Mädchen zu sich, und zeigte ihnen ihre Blanka, und alle Mädchen riefen freudig aus: o welch' ein schönes, allerliebstes Täubchen!

Schwesterchen, sprach August, ich dächte, du machtest deiner Blanka ein Halsband.

Das will ich thun, sagte Amalie. Noch an demselben Tage machte sie ihrem Täubchen ein Halsband, und Blanka sah nun in dem Halsbande recht niedlich aus.

47.

Amalie weint.

(Fortsetzung.)

Amaliens größte Freude war nun das niedliche Täubchen. Sie besuchte ihre Blanka fleißig, hielt sie sehr rein und fütterte sie ordentlich.

Das Täubchen befand sich immer sehr wohl, und wurde mit Amalien immer bekannter.

Bisweilen nahm Amalie ihre Blanka aus dem Vogelhause heraus, und ließ sie im Zimmer herumlaufen. Oft nahm sie ein Stückchen Semmel, und rief: Blanka, komm zu mir! Das Täubchen lief nun zur Amalie, und fraß aus ihrer Hand die

Semmelbröckelchen. Das sah allerliebst aus, und Amalie hatte darüber die größte Freude.

Einmal sagte die Mutter zu Amalien: liebe Tochter, ich will heute einen kleinen Spaziergang machen. Willst du mitkommen?

Recht gern, sprach Amalie. Aber darf ich wohl auch mein Täubchen mitnehmen?

Das kannst du thun, sagte die Mutter, aber du mußt Acht geben, daß es dir nicht davon fliegt.

O sey unbesorgt, liebe Mutter! sprach Amalie; ich will gewiß recht sehr darauf Acht geben, daß mir meine Blanka nicht wegfliegt.

Bald darauf ging die Mutter mit der Tochter fort. Amalie trug ihr Täubchen im Arme, und hielt es mit der Hand, damit es nicht davon fliege.

Sie kamen in ein kleines Wäldchen, in welchem ein kleines Haus lag. Hier blieben sie stehen. Die muntre Blanka sah sich nach allen Seiten um. Amalie zog etwas die Hand von ihr weg, und,

husch! flog das Täubchen auf einmal davon, und setzte sich auf das Dach des kleinen Hauses.

Das war ein Schrecken für Amalie! Sie that einen lauten Schrey und fing bitterlich zu weinen an. Ach, mein Täubchen! jammerte sie; mein allerliebstes Täubchen! ach, es ist fortgeflogen, und ich bekomm es nie wieder! Nun werde ich keine Blanka mehr haben! hu! hu! hu!

Arme Amalie! sagte die Mutter, sieh, warum hast du nicht besser Acht gegeben! Das Weinen hilft dir zu nichts! Sey still, ganz still! Denn wenn du viel schreyst und jammerst, so wird die Blanka auch von dem Hause fortfliegen, und du siehst sie dann vielleicht nie wieder!

Amalie hörte nun auf zu jammern und schwieg ganz still.

Die Mutter zog aus ihrem Körbchen ein Stückchen Brot, zeigte es dem Täubchen und rief: Blanka, komm herab; komm, liebe Blanka,

komm! du bekommst ein Stückchen Brot! sieh, Blanka, sieh! komm, liebe Blanka, komm!

Das Täubchen guckte vom Dache hinunter. Auf einmal hob es seine Flügel und fing an zu fliegen. Es flog vom Dache fort.

Und wohin flog wohl das Täubchen? — Es flog auf der Mutter Hand, und fing an, das Stückchen Brot aufzupicken. —

Die Mutter griff schnell mit der andern Hand nach dem Täubchen, und, wupp! die Blanka war gefangen.

Ha, nun hab' ich dich! sprach die Mutter; du sollst uns nicht mehr davon fliegen!

Jetzt war Amalie außer sich vor Freude! Ach, rief sie, und klatschte in die Hände, ach, wie froh bin ich, daß das Täubchen wieder gefangen ist!

Amalie nahm nun das Täubchen und hielt es fest. Es flog ihr nie wieder davon.

48.

Amalie und August sind voll Freude.

(Beschluß.)

August hatte die Tauben sehr lieb. Oft sagte er zu Amalien: ach, wenn ich nur auch, so wie du, ein Täubchen hätte! Wie froh, wie glücklich wäre ich dann!

Einmal kam August zu seiner Tante. Die Tante war recht freundlich gegen ihn. August, sagte sie zu ihm, du führst dich gut auf; du bist ein braver Knabe, und machst mir Freude. Ich will dir nun auch Freude machen. Komm nur, und sieh, was ich für dich gekauft habe!

Die Tante führte den August in eine Kammer.

Da stand ein großes Vogelhaus, und in dem Vogelhause war eine muntre, schöne, weiße Taube.

Welch ein allerliebstes Thierchen! rief August freudig aus.

Es soll dir gehören, sprach die Tante, ich schenk es dir!

Darüber hatte nun August große, große Freude! Er ergriff der Tante Hand, küßte sie und sagte: o liebe Tante, das ist ein sehr angenehmes Geschenk für mich! ich danke recht herzlich dafür.

August nahm die Taube, trug sie nach Hause, und zeigte sie den Eltern und der Schwester Amalie; auch rief er seine Kameraden zusammen, ließ ihnen seine Taube sehen und alle sagten: das ist ein niedliches Thierchen!

Amalie war herzlich froh, daß Bruder August nun auch eine Taube hatte. Er gab ihr den Namen Alba, und that sie in das Vogelhaus, in welchem die Blanka war.

Die zwey Tauben waren mit einander bald bekannt. Sie zankten sich nicht, sondern schnäbelten einander und spielten zusammen. Das machte dem Bruder August und der Schwester Amalie viel Freude, und sie waren recht oft bey ihren Tauben.

Einmal kam August voll Freude zu Amalien gesprungen, und rief: liebe Schwester, komm nur schnell zu den Tauben. Deine Blanka hat ein Ey gelegt und sitzt darauf!

O das ist herrlich! rief Amalie, eilte mit dem Bruder zum Vogelhause, und sah, daß die Blanka wirklich auf einem Eye saß. Da war nun Freude über Freude.

Einen Tag darauf legte die Blanka ein zweytes Ey, und die Freude war nun um so größer.

Als einige Tage vergangen waren, ging Amalie zu den Tauben, und fing an, zu schreyen und zu jubeln.

Vater und Mutter und der Bruder August

wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Sie liefen zu Amalien hin. Was sahen sie nun hier? Sie sahen ein Paar ganz kleine Täubchen, die aus den Eyern ausgekrochen waren.

Amalie und August hüpften vor Freude; sie klatschten in die Hände, und riefen: jetzt haben wir vier Täubchen!

Die zwey kleinen Täubchen wuchsen groß, und als sie groß waren, legten sie auch Eyer und aus den Eyern krochen wieder junge Täubchen aus. Sie hatten am Ende viele, viele Tauben. Mehrere davon verschenkten sie an gute Knaben und Mädchen.

Wenn man die Tauben nicht ganz rein und ordentlich hält, so werden sie bald krank und sterben schnell weg. Aber Amalie und August hielten ihre Tauben sehr rein und ordentlich, und daher blieben sie gesund und munter. Auch nicht eine einzige von ihnen starb.

49.

Die unglückliche Auguste.

Die kleine Auguste war bisweilen etwas zu lustig, und manche Menschen nannten sie ein muthwilliges Mädchen.

Unter andern Unarten, die Auguste angenommen hatte, war auch die, daß sie gern die Zunge aus dem Munde steckte.

Die Mutter sagte oft zur Auguste: mein Kind, es ist häßlich, die Zunge aus dem Munde zu stecken; thue das nicht, und sey ein artiges Mädchen!

Aber Auguste folgte der Mutter nicht, und reckte noch oft die Zunge zum Munde hinaus. Diese üble Gewohnheit machte sie sehr unglücklich.

Einmal spielte Auguste mit andern Kindern an einem kleinen Berge, und war wieder muthwillig. Die Kinder jagten sich herum. Auguste steckte wieder die Zunge aus dem Munde. Unglücklicher Weise stolperte sie über einen Stein, und kugelte von dem Berge hinab. Dabey biß sie sich so stark in die Zunge, daß sie sich die Spitze davon fast ganz abbiß.

Die Zunge that nun Augusten außerordentlich weh. Das arme Mädchen schrie entsetzlich, und viele Leute liefen zusammen, um zu sehen, was ihr fehle.

Einige Leute nahmen nun die arme Auguste, und trugen sie zu ihrer Mutter. Diese erschrak sehr, als sie sah, daß aus Augustens Munde viel Blut gelaufen kam, und daß die Tochter ganz blaß im Gesichte war.

Die Mutter ließ sogleich einen Wundarzt kommen. Dieser sagte, ein Stückchen von der Zunge

müßte ganz abgeschnitten werden. — Darüber erschrak die Mutter sehr und jammerte. Aber das Jammern half zu nichts; die Spitze von Augustens Zunge mußte abgeschnitten werden. Das that ihr außerordentlich weh.

Es dauerte lange bis Augustens Zunge wieder geheilt war. Auguste konnte nicht mehr recht sprechen, und war nun ein armes, unglückliches Mädchen.

50.

Conrad und der Zeisig.

Eines Tages ging der kleine Conrad mit seinem Vater spazieren. Sie kamen zu einem Manne, der neben einem großen Vogelhause stand, in welchem viele Vögel herumhüpften. Er rief in einem fort: kauft's Vögel! Vögel kauft's!

Conrad blieb mit dem Vater bey dem Vogelhause stehen, und sah den Vögeln zu, wie sie herumhüpften. Es befand sich darunter ein Zeisig, der gar allerliebst aussah.

Vater, sprach Conrad, wie heißt dieser muntre grünlichgelbe Vogel da?

Es ist ein Zeisig, sagte der Vater. Die Zeisige sind ganz artige Vögel und singen recht hübsch.

Den muntern Vogel möcht' ich wohl haben! sprach Conrad. Erlaub' es mir, Vater, daß ich ihn kaufe. Du hast mir heute zwey Groschen geschenkt; die will ich gern für den Zeisig hingeben.

Der Vater sagte: ich erlaub' es dir, den Vogel zu kaufen; aber du mußt ihn dann auch ordentlich füttern und pflegen.

O das werd' ich gewiß thun, sprach Conrad, und kaufte sich den Zeisig.

Freudig ging er mit dem Vogel nach Hause, und zeigte ihn der Mutter. Er hatte einen hübschen Käfich; in diesen that er den Vogel, und der Vogel flatterte lustig herum.

Conrad gab seinem Zeisig Mohnkörner, Hanfkörner und manche andere Saamenkörner zu fressen. Er fütterte ihn sehr ordentlich, und war recht oft bey dem Vogel.

Das dauerte zwey Wochen lang. Dann fing Conrad an, sich weniger um den Zeisig umzusehen,

und

und gab ihm nicht immer zu der gehörigen Zeit zu fressen und zu saufen.

Einmal kam der Vater in das Zimmer, wo der Zeisig war, und wollte nachsehen, was der Vogel mache. Aber, ach! was sah er? Der Zeisig hüpfte nicht mehr munter im Käfich herum; er zwitscherte nicht mehr; er lag auf dem Boden des Vogelhauses und war todt, ganz todt.

Der Vater rief den kleinen Conrad herbey, und zeigte ihm den todten Vogel.

Conrad fing laut zu weinen an. Ach, mein lieber, schöner Zeisig! jammerte er. Du hast mir so viel Freude gemacht, und jetzt bist du todt! hu hu hu!

Der Vater untersuchte nun den Käfich. Wie, sagte er, der Vogel hat ja weder etwas zu fressen, noch zu saufen gehabt. Hast du ihn heute noch nicht gefüttert, Conrad?

Conrad sah traurig und beschämt zur Erde. Ach, sagte er, lieber Vater, sey nicht böse auf mich! Ich habe gestern und heute ganz vergessen, den Zeisig zu füttern.

Was? sprach der Vater. Hast du mir nicht versprochen, daß du den Vogel ordentlich füttern und pflegen wolltest? Und jetzt hast du ihn verhungern lassen. Der arme Zeisig! Er ist vor Hunger und Durst gestorben!

Das schmerzte den kleinen Conrad sehr, und er weinte lange fort. Er nahm endlich eine Schachtel, legte den todten Vogel hinein, und begrub ihn unter einen Baum.

Der Vater bestrafte den leichtsinnigen Conrad dafür, daß er den Zeisig hatte verhungern lassen, dadurch, daß er ihm zwey Tage lang nichts anderes zu essen gab als Brot und einige Löffel Suppe.

Nach einiger Zeit bat Conrad den Vater wieder, ihm zu erlauben, sich einen Vogel zu kaufen.

Aber der Vater erlaubte ihm dies nicht. Du hast deinen hübschen Zeisig verhungern und verdursten lassen, sprach er, du könntest dies auch bey dem Vogel thun, den du jetzt kaufen willst.

Conrad durfte sich nie wieder einen Vogel kaufen.

51.

Die zänkischen Geschwister.

Christoph und Christine waren die Kinder guter Eltern. Aber die Eltern hatten wenig Freude an ihnen.

Bruder Christoph war ein hitziger, muthwilliger Knabe, und Schwester Christine ein empfindliches, reitzbares Mädchen. Fast alle Tage gab es unter ihnen Streit und Zank.

Christoph kam oft zu Christinen und wollte Spaß mit ihr treiben; aber Christine wollte das nicht haben, stieß den Bruder fort, und nannte ihn einen Ruhestörer. Darüber wurde denn Christoph gewöhnlich böse, stieß die Schwester

auch, nannte sie ein schnippisches Ding, und so entstand dann immer ein gewaltiges Lärmen und Zanken.

Bisweilen spielte Christine vor sich allein; da kam denn mitunter Christoph dazu und störte sie; er nahm ihre Spielsachen und streute sie hin, oder er neckte und kitzelte sie, und das gab denn auch Streitigkeiten, Klagen und Zänkereyen.

Christine dagegen kam auch sehr oft zu dem Bruder Christoph, und lachte über ihn; das ärgerte den Bruder und er fing an, mit der Schwester zu zanken.

Bisweilen kam Christine zu dem Bruder, und bat ihn um etwas. Aber Christoph sagte sehr oft: Du bekommst nichts von mir. Darüber wurde die Schwester unwillig und nannte den Bruder einen ungefälligen Buben.

Wenn nun ein andermal Christoph zu Christinen kam, und von ihr etwas begehrte, so sagte sie

auch: du bekommst nichts von mir; denn du giebst mir auch nichts.

Darüber wurde nun auch Christoph böse, und nannte die Schwester eine ungefällige Mamsell.

So kam es denn, daß Christoph und Christine sich nicht recht leiden mochten, und mit einander fast alle Tage zankten.

Vater und Mutter betrübten sich darüber sehr. Was habt ihr davon, daß ihr euch nicht vertraget, sondern immer mit einander zankt? sprachen sie. Ihr macht euch ja das Leben selbst unangenehm. Wie zufrieden und vergnügt könntet ihr seyn, wenn ihr einander recht lieb hättet, und gefällig gegen einander wäret!

Das hörte wohl Christoph und Christine, aber sie blieben unverträglich und zänkisch.

Endlich konnten es die Eltern nicht länger aushalten. Sie nahmen sich vor, die Kinder für ihre Unverträglichkeit und Zanksucht zu bestrafen. Als

sie sich einmal wieder recht gezankt hatten, sprach der Vater: ich sehe schon, daß ihr euch nicht vertragen könnt. Ihr sollt von einander geschieden werden.

Jetzt nahm der Vater den Christoph bey der Hand, führte ihn in die eine Kammer und sagte: hier sollst du ganz allein seyn; niemand soll dich stören. Dann nahm er auch die Christine bey der Hand, führte sie in die andere Kammer und sprach: du sollst hier ganz allein seyn und von niemanden gestört werden.

Der Vater schloß hierauf beyde Kammern zu und ließ die Kinder allein.

Christoph war kaum eine Stunde in der Kammer, als ihm schon die Zeit zu lang wurde. Er wollte spielen, aber es war niemand da, der mit ihm gespielt hätte.

So ging es auch Christinen. Auch ihr wurde bald genug die Zeit zu lang. Niemand war da,

der sich mit ihr unterhalten hätte, und sie wünschte, wieder bey ihren Eltern zu seyn.

Das Essen bekamen die Kinder in die Kammer. Sie baten, man möchte sie wieder frey lassen, aber der Vater sagte: ihr müßt einige Tage lang ganz allein in der Kammer bleiben.

Christoph und Christine erschraken über diese Worte des Vaters. Am zweyten Tage konnten sie es vor langer Weile fast nicht mehr aushalten. Christoph sagte: ach, wenn ich nur schon wieder bey der Schwester Christine wäre, damit ich mich mit ihr unterhalten und spielen könnte! Christine aber sprach: ach, wie froh wäre ich, wenn Christoph bey mir wäre, und wir mit einander spielen könnten!

Am dritten Tage weinten Christoph und Christine bitterlich, und baten den Vater, er möchte sie aus der Kammer lassen, sie könnten es darin nicht länger aushalten.

Aber der Vater ließ beyde Kinder noch einen Tag lang in den Kammern. Als sie wieder frey wurden, und einander sahen, fielen sie sich um den Hals, und sagten: wir wollen uns nie wieder necken und zanken, sondern immer verträglich seyn!

Von nun an vertrugen sich Christoph und Christine weit besser als bisher. Die Eltern hatten sie jetzt noch einmal so lieb. Wenn sie bisweilen wieder anfangen wollten zu streiten, so durfte der Vater oder die Mutter sie nur an die Kammer erinnern, und Christoph und Christine wurden sogleich still, und zankten sich nicht.

52.

Der Teich und die Schwäne.

Röschen, sagte die Mutter zu ihrer kleinen Tochter, ich gehe in den großen Garten; soll ich dich mitnehmen?

Ach, liebe, gute Mutter, rief Röschen freundlich, sey so gut, und nimm mich in den großen Garten mit.

Gehst du denn so gern in den großen Garten? fragte die Mutter.

Sehr gern, antwortete Röschen. Dort giebt es so viele große schöne Bäume; es giebt dort auch viele herrliche Blumen; und auch einen Teich mit Fischen giebt es dort, und auf dem Teiche schwimmen zwey weiße Schwäne herum.

Der Teich und die Schwäne.

Die Mutter ging nun mit Röschen in den großen Garten.

Die kleine Tochter nahm eine Semmel mit. — Und was wollte sie mit der Semmel machen? wollte sie dieselbe vielleicht selber essen? — Das nicht! Sie wollte damit die Fische und die Schwäne füttern.

Als Mutter und Tochter im Garten angekommen waren, blieben sie bey den Blumenbeeten stehen, und sahen sie an. Röschen wollte eine Blume abpflücken.

Nein! das darfst du nicht thun! sprach die Mutter; du darfst keine Blume abreißen.

Warum nicht, liebe Mutter? fragte Röschen. Ich will ja die Blume dir geben.

Mein Kind, sprach die Mutter, die Blumen gehören nicht dir; sie gehören andern Leuten, und was andern gehört, darf man nicht nehmen.

Röschen rührte nun keine einzige Blume an. Auch nahm sie von nun an niemals etwas, was andern Leuten gehörte.

Bald kam die Mutter mit Röschen an dem Teiche an. Sie erblickte eine große Schaar von Fischen. Röschen nahm schnell aus ihrer Tasche die Semmel heraus, brach sie in kleine Stückchen, und warf eines nach dem andern in den Teich. Da kamen nun die Fische und schnappten danach. Das gefiel dem kleinen Röschen gar sehr. Sie sah immer auf die Fische hin, und vergaß dabey auf sich selbst Acht zu geben. Der Teich war tief. Röschen trat zu nahe an das Wasser. Sie glitschte aus, und sollte nun in den Teich hinabstürzen.

Sie that einen Schrey. Zum Glück erwischte sie die Mutter bey dem einen Arme, und zog sie zurück. Hätte die Mutter das nicht gethan, so wäre Röschen in den tiefen Teich gefallen, und vielleicht ertrunken.

Von nun an nahm sich Röschen sehr in Acht, dem Wasser allzunahe zu treten.

Die Schwäne, die an dem andern Ende des Teiches waren, hatten gerade Junge. Sie kamen herbeygeschwommen, als ihnen Röschen Semmelstückchen zuwarf. Ihre Hälse waren lang und gebogen, ihr Gefieder schneeweiß.

Röschen hatte über die Schwäne eine große Freude. Sie warf ihnen alle Semmelbröckelchen hin, die sie noch hatte; nahm dann eine Ruthe und wollte mit ihnen spielen.

Aber auf einmal wurden die alten Schwäne sehr böse, spreiteten ihre Flügel aus, und wollten auf Röschen zuflattern.

Die Mutter ergriff nun schnell ihre Tochter, und riß sie von dem Teiche fort.

Röschen wußte nicht, wie ihr geschah. Warum läufst du mit mir fort, Mutter? fragte sie.

Weil ich dich nicht todt schlagen lassen will! sprach die Mutter. Die Schwäne muß man nicht böse machen. Sie schlagen dann tüchtig mit ihren Flügeln herum, und können ein Kind leicht tödten. Du hast mit der Ruthe nach ihnen geschlagen. Dadurch sind sie wild geworden und wollten auf dich loskommen. Sie hätten dir leicht die Arme entzweybrechen oder dich wohl gar todt schlagen können, wenn ich dich nicht schnell fortgerissen hätte, und mit dir eiligst davon gelaufen wäre.

O wie dank ich dir dafür, liebe Mutter! sagte Röschen. Von nun an will ich mich vor den Schwänen in Acht nehmen und sie in Ruhe lassen.

Röschen ging nun mit der Mutter wieder nach Hause. Niemals kam es ihr wieder in den Sinn, mit Schwänen zu spielen.

53.

Ueber einige Vögel.

Der kleine Christian hatte die Vögel sehr lieb. Einmal bat er den Vater, er möchte ihm von einigen Vögeln erzählen, und der Vater erzählte ihm folgendes:

Der größte Vogel ist der Strauß. Er kann nicht fliegen, aber dafür läuft er noch schneller als ein Pferd. Seine Eyer sind beynahe so groß als ein Kinderkopf. Er lebt nur in heißen Ländern. Bey uns bekommen wir ihn selten zu sehen.

Der Adler wird der König der Vögel genannt. Er ist groß und stark, hält sich nur in waldichten und gebirgigen Gegenden auf, und baut

sein Nest auf nackten Felsen oder hohen Bäumen. Er frißt andere Thiere und saugt ihnen gern das Blut aus. Gänse, Enten, Hühner, junge Haasen und Rehe tödtet und frißt er gern. Er trinkt niemals Wasser.

Die Singvögel ergötzen uns durch ihren Gesang. Am schönsten singt die Nachtigall. Doch auch der Stieglitz, der Zeisig, der Hänfling, der Kanarienvogel und andere Vögel singen schön.

Unter die nützlichen Hausvögel gehören die Hühner, die Gänse, die Enten und Truthühner.

Die Hühner legen Eyer, die man in der Küche fast täglich nöthig hat. Die Gänse, Enten und Truthühner legen zwar auch Eyer, aber man gebraucht sie nur selten beym Kochen, sondern läßt sie ausbrüten. Es kriechen dann aus denselben junge Gänse, junge Enten und junge Truthühner heraus.

Wenn

Wenn man pfeift, so werden die Truthühner böse. Böse muß man sie aber nicht machen. Denn sie flattern auf den los, der sie wild macht, springen ihm ins Gesicht, und können ihn tüchtig zerpicken.

Viele Vögel haben herrliche Federn, z. B. der Pfau, der Goldfasan, der Seidenschwanz und andere mehr.

Eine Menge von Vögeln kann man essen, z. B. die Hühner, die Enten, die Gänse, die Truthühner, die Auerhühner, die Repphühner, die Fasanen, die Krametsvögel, die Sperlinge u. s. w. Das Fleisch der Fasanen gilt für einen Leckerbissen.

Die Federn der Vögel braucht man auf verschiedene Weise. Einige dienen zum Schmuck, wie z. B. die Federn des Straußes und des Reihers; mit andern füllt man Polster und Bettdekken; hiezu benutzt man besonders die Federn der

Gänse; mit andern schreibt man, z. B. mit den Federn der Gans und des Raben.

Viele Vögel fangen schädliche Insecten und Würmer weg. Solche nützliche Vögel sollte man niemals fangen und noch weniger tödten.

Der kleine Christian hörte aufmerksam zu, und behielt alles, was der Vater ihm erzählt hatte.

54.

Die unreinliche Kunigunde.

Die kleine Kunigunde weinte immer, wenn ihr die Mutter das Gesicht und die Hände wusch. Und doch war es so sehr nöthig, daß sie öfters gewaschen wurde. Sie beschmutzte sich schnell wieder, und sah bisweilen recht unrein und garstig aus.

Kunigunde, sagte die Mutter bisweilen zu ihr, Kinder, besonders Mädchen, müssen nicht nur ihre Kleider, sondern auch ihr Gesicht und ihre Hände immer rein halten. Sonst hat sie kein Mensch lieb. Unreinliche, schmutzige Kinder sieht man nicht gern um sich.

Aber Kunigunde wollte nicht reinlicher werden.

Kaum war sie von der Mutter rein gewaschen, als sie gleich wieder mit ihren Händen in Staub und Schmutz herumwühlte, und Gesicht und Hände verunreinigte.

Einmal kam sie in eine Gesellschaft, wo viele Mädchen beysammen waren. Die Mädchen küßten sich einander aufs herzlichste. Nur Kunigunden wollte niemand küssen. Man ging bey ihr vorbey, und ließ sie ungeküßt stehen.

Das schmerzte Kunigunden sehr. Aber sie selbst war Schuld daran. Sie hatte wieder ein unreinliches Gesicht und unreinliche Hände; darum wollte sie niemand küssen; jedermann ekelte sich vor ihr.

Bald wurde getanzt. Alle Mädchen tanzten und waren vergnügt. Aber mit Kunigunden wollte niemand tanzen. Das schmerzte sie noch mehr. Sie hätte so gern mitgetanzt. Aber man bemerkte ihre schmutzigen Hände und ließ sie stehen.

Als sie nach Hause kam, weinte sie bitterlich, und erzählte der Mutter, daß niemand sie geküßt, und niemand mit ihr getanzt habe.

Siehst du, sprach die Mutter, das kommt heraus, wenn man unreinlich aussieht. Siehe ein andermal darauf, daß dein Gesicht und deine Hände ganz rein sind, und man wird dich viel lieber haben.

Kunigunde befolgte den Rath der Mutter. Sie hielt ihr Gesicht und ihre Hände reiner als bisher, und von nun an ging man mit ihr gern um. Kam sie in eine Gesellschaft von Mädchen: so ließ man sie nicht ungeküßt. War sie auf einem kleinen Balle, so tanzte man gern mit ihr.

Bist du auch noch jung und klein,
Mußt du doch schon reinlich seyn.

55.

Die kleine Strickerin.

Die kleine Eugenie war noch sehr jung; aber sie hatte schon große Lust, das Stricken zu lernen.

Einmal feyerte Eugeniens Mutter ihren Geburtstag. Die Tochter kam zu ihr, küßte ihr die Hand und sagte: liebe Mutter, lebe mir noch viele, viele Jahre, und habe Dank, daß du mir so viel Gutes thust. Hier bringe ich dir ein kleines Geschenk; es ist von meiner Hand; nimm es freundlich auf.

Eugenie reichte nun der Mutter etwas, das in ein weißes Papier gewickelt war. Die Mutter öffnete es, und fand darin ein Paar schön gestrickte Strümpfe.

Und diese Strümpfe hättest du selbst gestrickt? fragte die Mutter.

Allerdings selbst! antwortete die kleine Eugenie. Ich habe, ohne daß du es wußtest, bey der Tante das Stricken gelernt, und heimlich für dich das Paar Strümpfe gestrickt.

Das ist brav! sagte die Mutter, und gab der Tochter einen herzlichen Kuß. Es freut mich recht sehr, daß du es im Stricken schon so weit gebracht hast.

Eugenie gab sich nun im Stricken viel Mühe, und wurde bald eine sehr geschickte Strickerin. Das kam daher, weil sie viel Lust zur Arbeit hatte.

Lust und Lieb zu einem Ding
Macht alle Müh' und Arbeit gering.

56.

Der schlimme Caspar.

Der kleine Caspar war ein wilder, ungezogener Knabe. Es machte ihm Vergnügen, andere zu necken und zu ärgern. Wo er war, da entstand fast immer Streit und Zank. Niemand konnte daher den schlimmen Caspar leiden; man vermied seinen Umgang; denn in seiner Gesellschaft konnte man sich unmöglich wohl befinden.

Seinen Eltern machte Caspar gar keine Freude. Sie sahen, wie wild und ungezogen er war, und betrübten sich darüber sehr. Die Mutter weinte oft über ihn und sprach: Caspar! Caspar!

was soll aus dir werden? Du machst mich und deinen Vater sehr traurig! Wir haben geglaubt, es werde aus dir ein guter, braver Mensch werden; aber du bist so ausgelassen und schlimm, daß dich kein Mensch recht lieben kann.

Einmal befanden sich auf einer Wiese viele Kinder, Knaben und Mädchen. Sie spielten, und waren recht vergnügt. Da kam ganz unerwartet auch Caspar auf die Wiese. Als ihn die andern Kinder erblickten, sagten sie: ach, da kommt Caspar! der wird uns die Freude verderben! wäre er doch zu Hause geblieben!

Nun was treibt ihr? rief Caspar den Knaben und Mädchen zu. Ihr scheint ja recht lustig zu seyn!

Das sind wir auch, sagte Carl; wir wünschen nur, daß uns niemand in unserm Vergnügen störe.

Was spielt ihr denn? fragte Caspar; laßt mich mitspielen!

Die Knaben nannten ihm das Spiel, das sie spielten.

Das ist ein einfältiges Spiel, rief Caspar aus. Laßt uns ein anderes vornehmen!

Die Knaben antworteten, das Spiel sey ihnen ganz recht, und sie wollten kein anderes.

Das verdroß den Caspar. Ich mag euer einfältiges Spiel nicht mitspielen, sagte er.

Es wird dich niemand dazu zwingen, sprachen mehrere Knaben.

Das verdroß den kleinen Caspar noch mehr, und er fing an, die Spielenden zu necken. Dem Carl hielt er den Fuß vor, so daß er stürzte.

Darüber wurden die Knaben mit Recht sehr unwillig. Wir waren so vergnügt, ehe du kamst,

sagten sie, jetzt bist du da und unser Spiel wird von dir sogleich gestört. Du wirst am besten thun, wenn du wieder davon gehst.

Der muthwillige Caspar fing nun an, die Knaben auszulachen. Aber diese umgaben ihn, und sprachen: Caspar, wenn du dich ungezogen aufführst, so nehmen wir dich, und geben dir tüchtige Hiebe.

Caspar sah nun wohl, daß nicht viel zu spaßen sey. Er schwieg ganz still, und entfernte sich von den Knaben. Aber er ging nicht nach Hause, sondern zu den Mädchen, die in einiger Entfernung spielten. Mehrere von ihnen machten Blumenketten und Blumenkränze.

Caspar fing nun auch die Mädchen an auszulachen und zu necken. Sie baten ihn, wieder fort zu gehen und sie in Ruhe zu lassen. Aber das wollte Caspar nicht thun. Er trieb es vielmehr

mit seinen Neckereyen immer ärger. Endlich fiel er sogar über die Mädchen her, welche Blumenketten und Blumenkränze machten, und zerriß ihnen mehrere davon.

Die Mädchen riefen nun die Knaben zu Hülfe. Diese eilten herbey. Als sie erfuhren, was Caspar gethan habe, ergriffen sie ihn, legten ihn auf die Erde, und gaben ihm mit einem Plumpsacke einige Hiebe.

Caspar schrie gewaltig und schlug mit den Füßen um sich. Einige Knaben nahmen ihn, und führten ihn fort. Du bist ein schlimmer Patron! sagten sie; marsch, fort mit dir! Laß dich nie wieder unter uns sehen. Wir mögen dich nicht!

So mußte nun Caspar mit Schande und Spott abziehen.

Die Knaben und Mädchen kamen jetzt überein, mit Caspar gar nicht mehr umzugehen, und ihn

niemals in ihrer Gesellschaft zu dulden. Und so war von nun an Caspar von allem Umgange ausgeschlossen. Das ärgerte und schmerzte ihn sehr. Aber er selbst war Schuld daran.

57.

Ludovike und das weiße Kleid.

Die kleine Ludovike war ein muntres, lustiges Mädchen. Hübsche Kleider hatte sie sehr gern, aber sie wußte ihre Kleider nicht zu schonen. Weil sie gern herumsprang und dabey auf ihren Anzug nicht recht Acht gab, so beschmutzte sie ihn bald.

Einmal hatte die Mutter ihrer Tochter Ludovike ein schönes weißes Kleid gekauft. Es hatte viel Geld gekostet, und Ludovike freute sich darüber sehr.

Es war ein Sonntag, an welchem Ludovike das neue weiße Kleid zum erstenmale anzog. Sie war für den Nachmittag in eine Gesellschaft von Mädchen eingeladen, wo getanzt und gespielt werden sollte. Ha, wie vergnügt und lustig werde

ich heute Nachmittags seyn! sprach sie. Die Mädchen werden mein neues Kleid gewiß auch recht schön finden.

Ludovike konnte schon die Zeit nicht erwarten, wo sie in die Gesellschaft der Mädchen gehen sollte. Sie wußte nicht, was sie bis dahin anfangen solle, und fing an, mit allerhand Sachen zu spielen. Sie kam auch an das Schreibzeug des Vaters, und drehte es hin und her.

Ludovike, sagte die Mutter, laß das Schreibzeug in Ruhe, denn wie leicht kannst du dich mit der Tinte darin beflecken!

Die Mutter hatte dies kaum gesagt, so fiel das Schreibzeug vom Tische. Die Tinte spritzte nach allen Seiten hin, und, ach! auch Ludovikens schönes weißes Kleid bekam vier große Tintenflecke.

Ludovike that einen Schrey, und fing an zu lamentiren: ach, mein Kleid! mein neues, schönes Kleid!

Die Mutter wurde nun sehr unwillig. Siehst du, sprach sie zur Tochter, das kommt heraus, wenn man nicht vorsichtig ist und mit Sachen spielt, durch die man sich leicht beschmutzen kann! Geh! du verdienst es nicht, daß man dir ein ordentliches, hübsches Kleidchen kauft!

Ludovike weinte laut. Sie mußte nun das befleckte Kleidchen ausziehen, und bekam dafür von der Mutter ein altes, abgetragenes Ueberröckchen.

Ach, Mutter, sagte Ludovike, warum giebst du mir nicht ein anderes Kleidchen? soll ich denn nicht in die Gesellschaft der Mädchen gehen?

Du darfst heute nirgends mehr hingehen! antwortete die Mutter. Ein Mädchen, das so leichtsinnig und unbedachtsam ist, verdient nicht, daß man ihm eine Freude macht.

Das schmerzte Ludoviken sehr. Sie hatte sich auf die Gesellschaft der Mädchen im voraus schon so sehr gefreut, und jetzt mußte sie zu Hause bleiben.

ben. Sie wollte den Mädchens ihr schönes Kleid zeigen, und dieses war nun voll Tintenflecke. Wie unangenehm mußte ihr das seyn: Dazu kam noch, daß die Mutter unwillig auf sie war.

Ludovike weinte den ganzen Nachmittag hindurch. Aber was half ihr das Weinen! Des Abends küßte sie der Mutter die Hand, und bat sie herzlich, nicht böse auf sie zu seyn.

Die Mutter sagte: diesmal will ich es dir noch verzeihen, aber nimm von nun an deine Kleider mehr in Acht, daß du sie nicht so leicht beschmutzest, sonst kaufe ich dir nichts Hübsches mehr.

Ludovike versprach der Mutter, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, und ihre Kleider mehr zu schonen. Ludovike hielt Wort.

58.

Die kranken Kinder.

Ludwig und Doris waren Geschwister. Sie wurden einmal plötzlich krank. Beyde mußten sich zu Bette legen.

Die Eltern ließen nun den Doctor rufen. Dieser untersuchte die Krankheit der zwey Kinder, und sagte: es müssen beyde Arzneyen einnehmen, und sich immer gut warm und zugedeckt halten, damit sie sich nicht verkälten.

Es wurden nun aus der Apotheke die nöthigen Arzneyen geholt.

Doris nahm die Arzneyen willig und ordentlich ein, ob sie gleich etwas bitter schmeckten. Aber Ludwig wollte das nicht thun. Wenn man ihm die Arzney nahe brachte, verzog er den Mund und das ganze Gesicht, und sagte: ich mag nicht einnehmen, denn es schmeckt abscheulich.

Willst du wohl gesund werden? fragte der Vater.

Gesund möchte ich wohl werden, antwortete Ludwig, aber einnehmen mag ich nicht.

Wenn du nicht ordentlich einnimmst, sprach der Vater, so wirst du nicht gesund werden, sondern krank bleiben, und am Ende wohl gar sterben.

Lieber will ich sterben, als eine so abscheuliche Medicin einnehmen! rief Ludwig.

Du bist kein verständiges Kind, sagte der Vater. Nimm dir deine Schwester Doris zum Muster. Sieh, wie ordentlich und willig sie die ver-

ordneten Arzneyen einnimmt. Es ist ihr nun auch schon etwas besser, und der Doctor hoft, daß sie bald gesund seyn werde.

Aber das alles half bey Ludwig nichts. Er weigerte sich in Einem fort, einzunehmen. Die Eltern wollten ihn dazu zwingen, und gossen ihm die Medicin mit Gewalt in den Mund. Aber er spuckte sie wieder heraus. Auch nahm er sich vor der Verkältung nicht gehörig in Acht. Es war ihm heiß, und er deckte sich auf. Die Schwester bat ihn, dieses nicht zu thun. Aber Ludwig sagte: Ich kann es vor Hitze nicht aushalten; ich muß mich aufdecken.

Was entstand nun daraus? —

Doris, die ordentlich einnahm, sich vor Verkältung sorgfältig in Acht nahm, und alles genau befolgte, was der Doctor verordnete, wurde mit jedem Tage besser und am Ende ganz gesund.

Dagegen verschlimmerte sich Ludwigs Krankheit mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde. Er sah endlich ganz blaß und abgezehrt aus. Doris weinte, und sagte: ach, der Bruder Ludwig wird wohl sterben. Auch der Vater war traurig und die Mutter jammerte.

Ludwigs Augen wurden immer matter, und der Doctor sagte: er ist nicht zu retten; er muß sterben. Hätte er ordentlich die vorgeschriebenen Arzneyen eingenommen und sich nicht verkältet, so hätte er gesund werden können. Jetzt kann ihm nicht mehr geholfen werden.

Die Eltern waren bestürzt und sehr niedergeschlagen. Eine Stunde darauf fing Ludwig an zu röcheln, und machte die Augen ganz zu. Er holte einen tiefen Seufzer und — starb.

Todt lag nun Ludwig da. Die Eltern jammerten; Doris weinte. Ach, wenn Ludwig doch

alles gethan hätte, was der Arzt verordnete! schluchzte die Schwester; er wäre dann vielleicht nicht gestorben!

Nach zwey Tagen wurde Ludwig aus dem Hause fortgetragen und in ein Grab gelegt.

59.

Die naschhafte Pauline.

Die kleine Pauline hatte den häßlichen Fehler an sich, daß sie gern naschte. Sie aß gern etwas Schmackhaftes, Obst, Zuckerwerk und andere Sachen dieser Art. Um nun solches Naschwerk zu bekommen, suchte sie öfters in der Speisekammer nach, ob die Mutter dort nicht etwas Schmackhaftes aufgehoben habe. Fand sie etwas, so nahm sie sich davon und aß es.

Das war nun recht häßlich von Paulinen, daß sie ohne Erlaubniß der Mutter etwas nahm. Die Sachen, die uns nicht gehören, dürfen wir nicht nehmen; das ist nicht erlaubt.

Kinder besonders sollten niemals naschen; denn sie wissen nicht, ob das, was sie heimlich nehmen und essen, ihnen nicht ungesund ist.

Paulinens Naschhaftigkeit wurde einmal hart bestraft. Sie war allein im Zimmer. Die Mutter befand sich in der Küche und kochte. Pauline ging schnell zu einem Schranke, in welchem die Mutter bisweilen Eßwaaren aufzubewahren pflegte. Sie öffnete den Schrank, und sah nach, ob nicht etwas Eßbares darin sey. Zu ihrer Freude erblickte sie eine Menge bittere Mandeln, welche die Mutter so eben gekauft hatte.

Pauline nahm schnell eine Handvoll von diesen bittern Mandeln, und aß sie mit Hastigkeit auf. Bald aber wurde es ihr sehr übel. Sie erbrach sich; ihr Gesicht war todtenblaß, und ihr Kopf schien sich zu drehen. Sie mußte sich zu Bette legen.

Die Mutter ließ den Arzt kommen, und dieser fragte Paulinen, was sie gegessen habe.

Beschämt erzählte nun Pauline, daß sie eine Handvoll bittre Mandeln genascht und sie gegessen habe.

Da mußtest du wohl krank werden, sagte der Arzt. Die bittern Mandeln sind giftartig und sehr ungesund. Wenn man sie in etwas größerer Menge ißt, so kann man davon todtkrank werden. Aber so geht es, wenn Kinder sich das Naschen angewöhnen; sie essen dann manches, was ihrer Gesundheit schädlich ist.

Werde ich vielleicht gar sterben müssen? fragte Pauline in weinerlichem Tone.

Ich hoffe, daß ich dich beym Leben erhalte, sprach der Arzt. Er verordnete ihr nun einige Arzneyen. Eine Woche lang lag Pauline im Bette, und befand sich sehr übel. Dann wurde es ihr aber besser, und sie ward wieder ganz gesund. Von nun an naschte sie nicht mehr.

60.

Das Soldatenspiel.

Mehrere Knaben begaben sich auf eine Wiese und spielten dort Soldaten. Sie hatten sich hölzerne Flinten und Säbel machen lassen. Auch hatten sie sich aus steifem Papier Soldatenhüte gemacht. Sie waren nun recht vergnügt; sie exercirten; sie liefen Sturm; sie trommelten und führten Krieg.

Unter diesen kleinen Soldaten waren zwey recht schlimm. Sie hießen Max und Benedict. Diese brachten oft Unordnung und Störungen im Spiele hervor.

Moritz dagegen war unter den kleinen Soldaten der bravste. Daher machten ihn auch die

Das Soldatenspiel.

andern zu ihrem Anführer und nannten ihn ihren General.

Als man auf der Wiese ein Paar Stunden lang gespielt hatte, gingen die kleinen Soldaten auseinander und nach Hause.

Max und Benedict trieben auf dem Wege nach Hause Kindereyen. Es begegnete ihnen am Ende der Wiese die kleine Sophie, ein artiges, liebes Mädchen von zehn Jahren. Max und Benedict sahen Sophien kaum, als sie sich sogleich vornahmen, sie zu necken und ihr Angst zu machen.

Wer da? riefen die beyden schlimmen Knaben Sophien entgegen. Sie lächelte, und sagte: ihr wollt mich doch nicht erschießen?

Ein Feind! ein Feind! riefen Max und Benedict, und liefen mit ihren Flinten auf Sophien los.

Sophie gerieth in Angst, fing an zu schreyen und lief, was sie laufen konnte.

Max und Benedict rannten Sophien nach. Das arme Mädchen war darüber sehr erschreckt, und schrie ängstlich um Hülfe.

Zum Glück kam ihr der brave Moritz entgegen. Er sah, wie sie von Max und Benedict verfolgt wurde, und rief den schlimmen Buben zu, Sophien in Ruhe zu lassen.

Aber darauf achteten Max und Benedict nicht, sondern liefen dem armen, geängstigten Mädchen immer nach. Schon waren sie ihr so nahe, daß sie sie mit ihren Flinten fast erreichten.

Aber in diesem Augenblicke war auch der brave Moritz da. Er zog seinen Säbel, ging auf Max und Benedict los, jagte sie in die Flucht, und befreyte Sophien. Als diese ganz frey war, rannte er den schlimmen Buben nach. Sie fürchteten sich vor ihm, und warfen ihre Flinten weg, um desto schneller laufen zu können.

Sophie dankte Moritzen auf das freundlichste, daß er sie gegen die schlimmen Knaben geschützt hatte, und reichte ihm zur Belohnung ein Blumensträuschen.

Moritz hob nun die zwey Flinten der davon geflohenen Knaben auf, und trug sie nach Hause.

Den Tag darauf versammelte er seine Kameraden auf der Wiese, und erzählte ihnen, wie ungezogen sich Max und Benedict gestern gegen Sophien benommen hätten.

Max und Benedict waren auch auf der Wiese, und wollten ihre Flinten wieder haben. Aber alle Knaben erklärten, daß man ihnen die Flinten nicht zurück geben sollte. Ihr ängstigt und neckt mit den Flinten andere, sprach Moritz, eure Flinten sollten in Stücken gebrochen werden.

Wirklich zerbrach man auch die zwey Flinten. Max und Benedict wurden dann von der Wiese

weggejagt, und ihnen gesagt, daß man mit ihnen nie wieder spielen wolle. Man ließ sie auch nie wieder zum Spiele, und ging mit ihnen gar nicht um.

So geht es, wenn man ungezogen ist.

61.

Der Geburtstag.

Theodor und Emma hatten eine sehr liebe, gute Mutter, die ihnen viele Wohlthaten erwies. Von ihr lernten sie die Buchstaben kennen, buchstabiren, lesen und rechnen; mit ihr gingen sie fast täglich spazieren; von ihr hörten sie viele gute Lehren und angenehme Geschichten, kurz, die Mutter erzeigte ihnen sehr viel Gutes.

Theodor und Emma waren aber auch recht dankbare Kinder, und machten der Mutter viele Freude. Was sie von ihnen haben wollte, das thaten sie. Wenn sie der Mutter eine Gefälligkeit und einen Dienst erweisen konnten, so thaten sie

dies mit dem größten Vergnügen. Sie hatten ihre gute Mutter von Herzen lieb.

Einmal kam Emma zu Theodor gehüpft. Weißt du was Neues, Bruder? fragte sie.

Ich weiß nichts Neues, sprach Theodor; weißt du etwas, liebe Schwester?

Allerdings weiß ich etwas, antwortete Emma. Nach vier Tagen ist unsrer guten Mutter Geburtstag.

Das hab' ich schon gewußt, sagte Theodor, ich wollte dir es so eben auch sagen. Auch habe ich schon darüber nachgedacht, womit wir der Mutter an ihrem Geburtstage eine Freude machen könnten.

Und hast du wohl etwas ausgedacht? fragte Emma.

Freylich hab' ich etwas ausgedacht, antwortete Theodor, und sagte es nun der Schwester, was er glaube, daß sie an der Mutter Geburtstage thun sollten. Der Schwester gefiel es.

Der Geburtstag der Mutter erschien. Theodor und Emma verließen schon um vier Uhr Morgens das Bett, und gingen in das Zimmer, welches dicht an der Schlafkammer der geliebten Mutter lag. In diesem Zimmer stellten sie viele Blumenstöcke ringsherum. Den Boden bestreuten sie auch mit Blumen. In die Mitte der Stube setzten sie einen großen Lehnsessel hin, der mit Blumen-Guirlanden umflochten war.

Als die Mutter aufgestanden war, trat sie in das Zimmer. Wie froh erstaunte sie über das, was sie hier sah! Theodor und Emma nahmen sie bey der Hand, und führten sie an den Lehnsessel.

Die Mutter setzte sich nieder. Theodor und Emma knieten vor ihr nieder, dankten ihr herzlich für das Gute, das sie ihnen bis dahin erzeugt hatte, wünschten ihr ein langes und vergnügtes Leben, und baten sie, ihnen auch fernerhin ihre mütterliche Liebe zu schenken.

Die Mutter war gerührt und vergoß Thränen; auch von den Wangen der Kinder flossen Thränen; es waren Thränen der Freude und des Danks.

Theodor und Emma bekränzten nun die Mutter mit Blumen; die Mutter aber drückte die Kinder an ihr Herz und sagte: ich danke euch für die Freude, die ihr mir so eben gemacht habt; ich will immerfort eure treue Mutter seyn und euch herzlich lieben; seyd aber auch ihr immer meine guten, folgsamen Kinder!

Bald darauf ging die Mutter mit den Kindern spazieren. Der ganze Tag war ein Tag der Freude.

62.

Mit brennendem Lichte ist nicht gut spielen.

Lisette war ein Mädchen von fünf Jahren. Sie war munter und bisweilen leichtsinnig und muthwillig. Ihre Mutter kaufte ihr hübsche Kleiderchen, und auch einen kleinen Schrank, um ihre Kleider darein zu legen. Dieser Schrank stand in einer Kammer, wo vielerley Sachen lagen.

Lisette hatte die üble Gewohnheit, daß sie gern den Wachsstock oder ein anderes Licht anzündete, und damit herum spielte. So etwas sollten Kinder niemals thun, denn wie leicht können sie dadurch ein Unglück anrichten! Mit Feuer und Licht sollten sie niemals spielen.

Eines Abends waren mehrere Mädchen bey Lisetten. Die Mutter hatte in der Küche zu thun, und ließ die Mädchen im Zimmer allein.

Ihr habt mein neues Ueberröckchen noch nicht gesehen, sprach Lisette zu den übrigen Mädchen. Kommt, ich will es euch zeigen; es liegt im Schranke, der in der Kammer steht.

Lisette zündete ein Licht an, und ging damit in Begleitung der Mädchen in die Kammer.

Ueber Lisettens Schrank lag viel Flachs. Sie öffnete den Schrank, und suchte das neue Ueberröckchen. Das Licht stellte sie, unvorsichtiger Weise, auf den Flachs. Sie drehte sich unachtsam am Schranke hin und her, und stieß es um.

Der Flachs fing an zu brennen. Die Mädchen erschraken darüber sehr, und stürzten lärmend aus der Kammer. Lisette wußte vor Angst nicht, was sie thun sollte. Sie nahm endlich eine Flasche Wasser, und lief in die Kammer, um das Feuer

zu löschen. Aber das war nicht mehr möglich. Der ganze Stoß von Flachs brannte bereits, und der Dampf war so groß, daß Lisette, wenn sie nicht ersticken wollte, schnell wieder aus der Kammer laufen mußte.

Nun eilte Lisette schreyend und händeringend in die Küche. Die Mutter erschrak, und fragte, ob ein Unglück vorgefallen sey?

Es brennt! es brennt! rief Lisette, am ganzen Körper zitternd.

Wo brennt es? fragte die erschrockene Mutter. Doch nicht in unserm Hause?

Ach, ja, in unserm Hause! rief Lisette; in der Kammer brennts.

Die Mutter war außer sich vor Schrecken, und schrie alle Leute im Hause zusammen.

Man eilte in die Kammer, und sah, daß das Feuer schon groß war. Der Flachs war bereits

verbrannt; jetzt brannten gerade einige Stühle und Lisettens Schrank.

Die Leute holten nun schnell einige Fässer voll Wasser, und waren so glücklich, das Feuer zu löschen.

Aber Lisettens Schrank mit ihren Kleidern war verbrannt. Sie weinte darüber bitterlich.

Als die Mutter erfuhr, wie das Feuer entstanden, und daß Lisette daran Schuld war, wurde sie auf die Tochter sehr unwillig. Ich habe dir oft gesagt, sprach sie, daß du mit einem brennenden Lichte nicht spielen, und nie allein damit in die Kammer gehen sollst. Und doch hast du dieses gethan. In welchen Schrecken hast du das ganze Haus gesetzt. Wie unglücklich hätten wir durch dich werden können! Leicht hätte unser ganzes Haus und vielleicht die ganze Stadt abbrennen können. Alle Leute hätten dann mit Fingern auf

dich gezeigt und gesagt: Lisette ist Schuld an unserm Unglück.

Die Mutter sah einige Tage sehr unfreundlich aus, sie sprach mit Lisetten nicht, und ließ sie auch nicht an ihrem Tische essen.

Das schmerzte Lisetten sehr; sie bat die Mutter mit Thränen um Verzeihung, und versprach, in Zukunft mit Feuer und Licht vorsichtiger umzugehen.

Die Mutter verzieh ihr, und Lisette spielte von nun an nicht wieder mit dem Feuer oder mit einem brennenden Lichte.

63.

Der muthwillige Christian.

Den kleinen Christian nannten viele Menschen einen muthwilligen Knaben. Und das mit Recht. Seine Munterkeit und Lustigkeit gingen sehr oft zu weit. Er lachte bisweilen so laut, daß man sich über ihn ärgern mußte. Andere Knaben neckte er gern, und nur selten ging er auf der Gasse herum, wie sichs gehörte. Größtentheils sprang er hin und her, wie ein kleiner Hengst.

Besonders warf Christian gern mit Steinen, wenn er auf der Gasse war. Mehrere Menschen hatten ihm deshalb schon Vorwürfe und Vorstellungen gemacht. Es ist eine gefährliche Sache

Der muthwillige Christian.

um das Steinwerfen, sagten sie zu ihm. Wie leicht kann der hingeworfene Stein einen Menschen treffen und ihm ein Loch in den Kopf schlagen, oder ihn wohl gar gänzlich tödten.

Aber Christian lachte und sprach: ich will schon so werfen, daß ich niemanden ein Loch in den Kopf schlage!

Was geschah? Einmal befand sich Christian im Hofe, der mit einem breternen Zaun umgeben war. Hier fing er wieder an mit Steinen zu werfen. Anfangs machte er sich ein Ziel im Hofe, und warf darnach. Endlich aber fing er an über den Zaun zu werfen.

Das war nun sehr unvernünftig von Christian. Er konnte über den Zaun nicht hinweg sehen, und daher auch nicht wissen, ob nicht jemand bey dem Zaune vorbeygehe, der getroffen werden konnte. Aber zu solchen unvernünftigen Handlungen verleitet oft der Muthwille!

Es währte nicht lange, so hörte Christian jemanden schreyen. Er hatte gerade einen ziemlich großen Stein über den Zaun geworfen. Nun fiel ihm ein, daß er mit diesem Steine vielleicht irgend jemanden getroffen habe. Er erschrak bey diesem Gedanken, und eilte schnell aus dem Hofe hinweg in das Haus.

Aber gerade als Christian die Zimmerthüre öffnen wollte, sah er, daß zwey Menschen seine Schwester Wilhelmine getragen herbeybrachten.

Er erschrak, als er die Schwester erblickte. Ihr Gesicht war todtenblaß, und von ihrem Kopfe floß das Blut hinab.

Das arme Mädchen, sprachen die Männer, ist von einem Steine getroffen worden.

Als Christian diese Worte hörte, war er vor Angst außer sich.

Vater und Mutter erschraken, als sie ihre arme Tochter erblickten. Sie glaubten Anfangs,

Wilhelmine sey todt. Aber sie gab noch Zeichen von Leben. Dies machte den Eltern große Freude.

Es wurde schnell ein Wundarzt gerufen. Dieser untersuchte Wilhelminens Kopf und sagte, daß ihr ein kleines Loch geschlagen worden sey. Wenn der Stein nur etwas tiefer sie getroffen hätte, sprach er, so wäre das arme Mädchen todtgeschlagen worden.

Der Wundarzt wusch die Wunde aus, legte etwas hinauf, verband den Kopf, und verordnete, daß Wilhelmine sich zu Bette legen und ganz ruhig verhalten sollte.

Christian stand in einer Ecke des Zimmers da, und hing den Kopf. Sein Gewissen plagte ihn.

64.

Der bestrafte Christian.

(Fortsetzung.)

Als der Wundarzt weggegangen war, fragte der Vater den schlimmen Christian, ob er nicht aus dem Hofe mit Steinen über den Zaun geworfen habe?

Christian konnte es nicht läugnen. Er fing an zu weinen, und bat den Vater, ihm seinen Fehler zu verzeihen.

Du bist ein häßlicher, ungezogener Junge! rief der Vater aus. Sieh, was du nun gemacht hast! Deine arme, gute Schwester muß nun leiden. Und wie leicht hättest du sie ganz todtschlagen können!

Auch die Mutter war auf Christian sehr böse. Du machst uns nur Schande und Herzeleid! sagte sie zu ihm.

Die gute Schwester Wilhelmine bat für den Bruder, und sagte: lieber Vater, verzeihe dem Christian, er wird gewiß ein andermal vorsichtiger seyn!

Aber der Vater ließ sich nicht erbitten. Er nahm Christianen bey der Hand, ging mit ihm hinaus, und führte ihn in eine Kammer. Hier nahm er einen Stock, und gab ihm damit tüchtige Hiebe. Dann sperrte er ihn ein und sprach: hier magst du nun allein bleiben, und über deine muthwilligen Streiche nachdenken.

Mit diesen Worten verließ der Vater die Kammer.

Christian war nun ganz allein. Er weinte laut. Ach, was hab' ich gethan! rief er aus; wie thöricht und schlecht hab' ich gehandelt! Mehrere

Menschen haben mich gewarnt und mir gesagt, ich sollte nicht mit Steinen werfen, weil ich leicht jemanden treffen könnte. Hätt' ich ihren Ermahnungen doch gefolgt!

Zwey Tage lang mußte Christian in der Kammer eingesperrt sitzen. Er bekam nichts anderes zu essen als trocknes Brot. Der Vater wollte ihn noch einige Tage lang in der Kammer lassen; aber die gute Schwester bat den Vater, den Bruder nicht so hart zu bestrafen, und ihn wieder los zu lassen.

Weil du so sehr für ihn bittest, sprach der Vater zu Wilhelminen, so will ich ihm einen Theil der ihm zugedachten Strafe schenken, und ihn wieder frey lassen.

Der Vater ging nun nach der Kammer, in welcher sich Christian befand, schloß sie auf, und sagte zu dem Sohne: deine Schwester Wilhelmine, die du beynahe todtgeschlagen hättest, hat für dich

gebeten. Ich erfülle ihren Wunsch, und lasse dich los. Aber das sage ich dir, daß ich dich mit der größten Strenge behandeln werde, wenn du dich unterstehst, künftighin wieder mit Steinen zu werfen.

Christian weinte, küßte dem Vater die Hand, und sagte: nie, lieber Vater, nie will ich wieder unvorsichtig und leichtsinnig mit Steinen werfen!

Christian ging nun mit dem Vater in das Zimmer.

65.

Wilhelmine und Christian.

(Beschluß.)

Als Christian im Zimmer ankam, das er zwey Tage lang nicht gesehen hatte, ging er zur Mutter, küßte ihr die Hand und sprach: liebe, gute Mutter, verzeihe auch du mir meinen Fehltritt; ich will in Zukunft vorsichtig seyn und mich bessern.

Christian! Christian! sagte die Mutter, du wirst einmal ein unglücklicher Mensch seyn, wenn du nicht verständiger und besser wirst! Führe dich in Zukunft gut auf, so will ich dich wieder lieb haben.

Nun

Nun ging Christian zum Bette, in welchem die Schwester Wilhelmine lag.

Liebe, theure Schwester! sprach Christian zu Wilhelminen, ich habe sehr gefehlt, und dich beynahe um dein Leben gebracht! O verzeihe mir; ich bitte dich herzlich darum.

Wilhelmine reichte ihm die Hand und sagte: ich habe dir schon längst verziehen, lieber Bruder!

Christian wurde durch diese freundlichen Worte der Schwester sehr gerührt. Er küßte ihre Hand, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Du bist eine liebe, treffliche Schwester! sprach Christian zu Wilhelminen. Sage mir nur, womit kann ich dir eine Freude machen?

Du hast schöne Blumen, sprach Wilhelmine, willst du wohl so gut seyn und mir eine davon holen.

Christian sprang sogleich in den Garten, pflückte dort die zwey schönsten Blumen, und brachte sie der guten, sanften Schwester.

Wilhelmine hatte nun die Freude zu sehen, daß Christian sich beeiferte, ihr gefällig zu seyn. Er kam oft an ihr Bette, und fragte sie, wie es ihr gehe, und ob sie nichts begehre? Mehrmals des Tags brachte er ihr Blumen; er brachte ihr zu essen und zu trinken; er las ihr aus einem Buche vor, und saß oft stundenlang an ihrem Bette. Mehrmals wachte er auch bey ihr in der Nacht. Was er ihr an den Augen ansah, that er ihr zu Gefallen.

Das rührte die Schwester sehr; auch die Eltern empfanden darüber große Freude.

Als Wilhelminens Kopfwunde wieder ganz geheilt war, führte Christian die Schwester in den Garten, und schenkte ihr seine schönsten Blumenstöcke. Auch hatte er für das Geld, das er sich in seiner Sparbüchse nach und nach gesammelt hatte, ein allerliebstes Bilderbuch gekauft, und machte nun damit der Schwester ein angenehmes Geschenk.

Wilhelmine wurde dadurch für ihren Bruder sehr eingenommen. Sie hatte ihn jetzt noch einmal so lieb als sonst, und die zwey Geschwister lebten von nun an in der schönsten Eintracht und Liebe.

Christian veränderte sich ganz. Er wurde ein verständiger und guter Knabe. Mit Steinen warf er nie wieder; andere neckte er nicht mehr, und sein sonstiger Muthwille verschwand gänzlich. Wer war darüber froher als seine Eltern. Sie liebten ihn nun mit ganzer Seele, und nannten ihn ihren guten, geliebten Sohn.

66.

Andere soll man nicht erschrecken.

Valentin fand Vergnügen daran, andere zu erschrecken. Er schlich sich bisweilen heimlich zu seinen Kameraden und that plötzlich einen Schrey. Wenn diese nun darüber recht erschraken, so freute er sich sehr. Bisweilen versteckte er sich. Wenn nun jemand vorbey ging, so trat er schnell hervor, und lachte, wenn dieser darüber erschrak.

Das war an Valentin sehr zu tadeln. Man sagte es ihm auch, daß er andere nicht erschrecken sollte, weil ihnen dieses schaden könnte. Aber er achtete darauf nicht, und fuhr fort, andern Angst einzujagen.

Eines Abends wollte Heinrich zu ihm kommen, und bey ihm ein Paar Stunden lang verweilen.

Es war schon finster, und Heinrich war noch nicht da. Es fällt mir was ein, sprach Valentin zu einigen andern Knaben, die bey ihm waren. Heinrich muß nun bald kommen. Er ist ein furchtsames Häschen. Ich will mich hinter die Hausthüre verstecken, und ihn ein klein Bißchen erschrecken.

Valentin versteckte sich nun wirklich hinter die Hausthüre.

Es währte nicht lange, so kam Heinrich. Er trat in das Haus. Auf einmal sprang Valentin hinter der Thüre hervor, packte Heinrichen bey der Brust, und that einen großen Schrey.

Heinrich wurde von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, es traf ihn der Schlag und er sank todt zur Erde nieder.

Nun gerieth Valentin in Angst und Schrecken und erhob einen großen Lärm. Seine Eltern liefen herbey. Sie sahen Heinrichen auf der Erde liegen; sie suchten ihn wieder ins Leben zu bringen; sie schickten schnell nach einem Arzte; es wurde alles gethan, Heinrichen wieder zu beleben; aber vergebens; er war und blieb ganz todt.

Valentin rang die Hände gen Himmel und jammerte. Er allein war an Heinrichs Tode Schuld. Seine Eltern bestraften ihn hart dafür. Aber was half dies nun! Der arme Heinrich war doch todt.

Wenn Valentin ausging, zeigten die Leute mit Fingern auf ihn, und sagten, seht, da geht Heinrichs Mörder! — Welche Schande für ihn!

67.

Das weinerliche Mädchen.

Käthchen war in den ersten zwey Jahren ein sanftes, artiges und liebenswürdiges Mädchen. Aber kaum war sie in ihr drittes Jahr getreten: so änderte sie sich auch sehr. Sie fing an empfindlich, verdrießlich und unausstehlich zu werden.

Besonders gewöhnte sich Käthchen das Weinen an. Ueber jede Kleinigkeit verzog sie den Mund, und machte ein weinerliches Gesicht. Sie wollte, daß die Mutter immer bey ihr bleiben sollte. Das konnte nun nicht seyn. Die Mutter hatte in der

Küche mancherley zu thun, und mußte bisweilen das Zimmer verlassen. Da fing nun Käthchen an zu schreyen und zu heulen. „Mutter soll nicht fort! Mutter soll bey Käthchen bleiben! Mutter soll gleich wieder kommen!“ So schrie und knauerte sie.

Auch wenn sie in ihr Bettchen gelegt wurde, wollte Käthchen, daß die Mutter einen Stuhl nehme und sich bey ihr niedersetze. „Geh nicht fort Mutter, und singe mir!“ sagte Käthchen gewöhnlich in einem weinerlichen Tone, und wenn die Mutter sich nicht sogleich niedersetzte und sang, fing Käthchen an zu weinen und so kläglich zu thun, als wenn sie krank wäre und nun sterben müßte.

Wachte Käthchen des Nachts in ihrem Bettchen auf, so fing sie an zu weinen, und schrie: ich will zur Mutter! ich will in das große Bett!

Mutter, komm zu Käthchen! Mutter, hol' mich in das große Bett! — Und wenn die Mutter nicht gleich kam, fing Käthchen an heftig zu weinen und zu jammern, und ließ der Mutter keine Ruhe, bis sie sie zu sich in das große Bett holte.

Das war nun von Käthchen recht unartig und häßlich. Die Mutter wurde am Ende verdrießlich und sagte: Käthchen, ich hatte dich bisher so lieb; jetzt aber, da du mit jedem Tage unartiger wirst, werde ich dich bald nicht mehr leiden mögen.

Darüber fing Käthchen an heftig zu weinen. Aber sie änderte sich nicht, sondern blieb immerfort ein weinerliches, unausstehliches Mädchen, das kein Mensch mehr lieb hatte.

Die Mutter konnte es am Ende mit Käthchen nicht mehr aushalten. Käthchen! sprach sie zu ihr, wenn du fortfährst, so viel zu knauern und

zu weinen: so werde ich dich bestrafen und in die kleine Kammer einsperren müssen.

Käthchen achtete auf die Worte der Mutter nicht. Sie fuhr fort, über jede Kleinigkeit verdrießlich zu werden und zu weinen.

Da wurde die Mutter auf ihre unartige, weinerliche Tochter recht unwillig. Sie nahm sie bey der Hand, und führte sie in die kleine Kammer. Hier magst du eingesperrt sitzen, sagte die Mutter, und knauern und heulen so viel du willst.

Käthchen schrie und jammerte außerordentlich. Aber die Mutter achtete nicht darauf, schloß die Kammer zu und ging fort.

Käthchen war vor Betrübniß außer sich. Sie weinte laut und schrie immerfort: ach, Mutter! nimm mich wieder aus der Kammer! ich mag hier nicht bleiben!

Aber die Mutter ließ die unartige Tochter zwey Stunden lang in der Kammer. Dann ging sie hin an die Thüre der Kammer und sprach: willst du nun ein artiges Kind seyn und nicht mehr so viel weinen und knauern?

Ach, liebe Mutter, sagte Käthchen, ich will ganz artig und gut seyn; laß mich nur aus der Kammer.

Jetzt öffnete die Mutter die Kammerthüre. Käthchen stürzte heraus, faßte die Mutter bey der Hand, und schluchzte: liebe Mutter, sey nicht böse auf mich! Ich will nun recht artig seyn!

Die Mutter gab der Tochter einen Kuß und sprach: wenn du wieder so artig und gut seyn wirst wie sonst, so will ich dich wieder recht lieb haben.

Käthchen wurde nun ein liebes, gutes Mädchen. Wenn sie bisweilen sich vergessen und wieder knauern und weinerlich thun wollte: so sagte

die Mutter nur die wenigen Worte: Käthchen, willst du wieder in die Kammer? und Käthchen schwieg still und machte ein freundlicheres Gesicht. Nun hatte sie die Mutter herzlich lieb und sperrte sie nie wieder in die Kammer.

Der Tanzbär.

68.

Der Tanzbär.

An einem Orte ließ einmal ein fremder Mann einen Bären für Geld sehen. Der Bär ist ein zottiges, wildes Thier. Es ist mit ihm nicht viel zu spaßen, denn wenn man ihn etwas neckt, so ist man der Gefahr ausgesezt, von seinen breiten Tatzen gepackt und entweder zu Tode gedrückt oder zerrissen zu werden.

Der Bär, den der fremde Mann sehen ließ, war ein Tanzbär. Man hatte ihn zum Tanzen abgerichtet, und wenn mit dem Dudelsacke gespielt wurde, stieg der Bär auf seine Hinterfüße, nahm

in die Vorderbeine einen langen Stock, und tanzte damit herum. Auch Burzelbaum konnte er setzen und Verbeugungen machen.

Wenn der Bär ausgetanzt hatte, gab ihm sein Herr einen Teller in die Vorderpfoten. Mit diesem Teller ging er nun im Kreise der Zuschauer herum, und sammelte Geld ein. Wenn ihm einer ein Stück Geld auf dem Teller legte, so machte er ihm ein Compliment, einen Knicks.

Der fremde Mann hatte auch einen Affen, der gleichfalls ein klein wenig tanzen konnte. Gewöhnlich saß der Affe auf dem Bären.

Eines Tages, als der fremde Mann in einem Hause war, und sein Mittagsmahl verzehrte, versammelten sich mehrere Menschen um den Bären, der an einem Pflocke angebunden war. Unter ihnen war auch ein muthwilliger Knabe, der ziemlich nahe zu dem Bären hintrat und ihn zupfte. Das

Thier fing an zu brummen; aber der Knabe entfernte sich nicht, sondern neckte es fort.

Endlich wurde der Bär zornig und wild; er riß sich von dem Pflocke los, und rannte auf den muthwilligen Knaben los, der ihn geneckt hatte.

Alle Menschen flohen davon; der Knabe auch. Aber der Bär, der auch gut laufen konnte, erhaschte den Knaben mit einer Vorderpfote, und warf ihn auf die Erde.

Da fing der Knabe an jämmerlich zu schreyen. Hülfe! Hülfe! rief er. Auch die andern Menschen schrieen.

Auf dieses Geschrey kam der fremde Mann herbeygeeilt. Er rief dem Bären zornig zu. Der Bär lies nun den Knaben los, und kehrte zu seinem Herrn zurück. Wäre der Mann nicht gekommen, so hätte das erzürnte Thier den Knaben zerrissen.

Des Knaben Hände und Gesicht bluteten sehr, denn der Bär hatte ihn mit seiner Pfote stark zerkratzt. Er weinte und jammerte. Aber alle Leute sagten: Schlimmer Bube! du bist selbst Schuld daran! warum hast du den Bären geneckt?

Von nun an neckte dieser Knabe keinen Bären mehr.

69.

Der arme Mann.

Rosalie war ein liebenswürdiges Mädchen. Sie erwies andern gern Gefälligkeiten, und wenn sie einen Armen sah, gab sie ihm gern ein Almosen.

Einmal hatte Rosalie von ihrer Großmutter einen schönen, ganz neuen Zwanziger zum Geschenk bekommen. Sie freute sich darüber sehr, und eilte froh nach Hause, um dem Vater und der Mutter den glänzenden Zwanziger zu zeigen.

Als Rosalie an dem Hause ihrer Eltern ankam, stand an demselben ein armer Mann mit einem Kinde auf dem Arme. Er bat Rosalien, ihm etwas zu schenken.

Der Mann sah sehr arm, und das Kind sehr blaß aus. Schon drey Tage lang habe ich und mein Kind nichts Warmes gegessen, sagte der arme Mann.

Rosalie fühlte Mitleid mit dem Manne und dem Kinde. Schnell nahm sie den Zwanziger hervor, und reichte ihn dem armen Manne. Geh nun hin, sagte sie, und iß mit deinem Kinde etwas Warmes! Doch nein, warte noch ein wenig, bis ich wiederkomme!

Rosalie eilte zu ihren Eltern, erzählte ihnen von dem armen Manne, der draußen stehe, und bat die Mutter, daß sie ihr erlauben möchte, dem armen Mädchen eines von ihren Röckchen zu schenken. Die Mutter erlaubte ihr dies, und Rosalie hüpfte voll Freude hinaus zu dem Manne, und reichte ihm freundlich das Röckchen mit den Worten: da ist etwas für das arme Kind, damit es sich nicht erkälte!

Der arme Mann dankte der kleinen, wohlthätigen Rosalie auf das herzlichste. Ihr Vater rief ihn herein, und ließ ihm etwas Warmes reichen. Auch schenkte er ihm einen Rock und einige Groschen Geld.

Das rührte den armen Mann bis zu Thränen, und als er fortging, sagte er: Gott segne diese wohlthätige Familie!

Rosalie aber hatte eine innerliche Freude, daß sie einem armen Manne und seinem Kinde wohlgethan hatte. Denn unser Herz freut sich immer, wenn wir etwas Gutes gethan haben.

70.
Die gute Ida.

Ida's Vater war gestorben, als sie noch kaum ein Jahr alt war. Aber sie behielt eine gute Mutter, die mit der zärtlichsten Liebe für sie sorgte, und ihr viel Gutes erwies.

Dafür war Ida für die geliebte Mutter voll Dankbarkeit. Ihre Liebe zur Mutter war sehr groß; sie suchte ihr auf alle mögliche Art gefällig zu seyn.

Die Mutter hatte an ihrer Tochter die größte Freude, und sagte oft zu ihr: Ida, du bist ein gutes Kind, ich bin mit deiner Aufführung ganz zufrieden.

Wenn die Mutter so redete, freute sich Ida herzlich, und sagte: wie wohl thut es mir, daß du, geliebte Mutter, mit mir zufrieden bist!

Einmal aber wurde Ida sehr traurig. Ihre gute Mutter ward krank, und mußte sich zu Bette legen. Als sie einige Tage lang gelegen hatte, ohne daß es ihr besser wurde, fing Ida an zu weinen und sagte: ach, wenn mir nur meine gute Mutter nicht stirbt! wie unglücklich wäre ich, wenn ich sie verlöre! Wie wohl thut es mir, daß ich bisher gegen sie folgsam und dankbar gewesen bin! Ach, wenn ich mir sagen müßte, daß ich sie betrübt habe, und dabey dächte, daß sie wohl auch sterben könne — ich würde mich jetzt abhärmen und nicht im Stande seyn, mich zu trösten.

Ida's Mutter starb nicht, sondern wurde wieder ganz gesund. Darüber empfand Ida die

größte Freude. Sie herzte und küßte die Mutter, und ging dann in den Garten, fiel dort auf die Kniee nieder und betete: lieber Gott, ich danke dir, daß du meine gute Mutter gesund gemacht hast!

Ida blieb gut.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Die erzählende Mutter, oder kurze Geschichten für Kinder von zwey bis vier Jahren

Leipzig 1811

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.368
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301528-2